

Nr. 1756

Herr der Milchstraße

von H. G. Francis

Der Plan der fischähnlichen Hamamesch erzielte eine durchschlagende Wirkung: Zuerst sorgten die Händler aus der weit entfernten Galaxis Hirdobaan in der Milchstraße mit ihren mysteriösen, jedes Wesen in ihren Bann ziehenden Waren für großes Aufsehen.

Und als Milliarden von Intelligenzwesen süchtig nach dem »Zauber der Hamamesch« geworden waren, bauten sie ihre Basare ab und verschwanden. Zurück ließen sie eine Botschaft: »Wenn ihr weitere Waren wollt, dann kommt nach Hirdobaan - dort gibt es genug für alle.«

Millionen von Galaktikern verlassen die Menschheitsgalaxis und brechen in großen Raumschiffspulks auf nach Hirdobaan - über 118 Millionen Lichtjahre hinweg. Sie wollen die sogenannten Imprint-Waren, wollen den längst vergangenen »Zauber der Hamamesch« erneut spüren - koste es, was es wolle.

Das ist die Situation im Sommer 1220 Neuer Galaktischer Zeitrechnung, was dem Jahr 1251 Pen in der Zeitrechnung der Hirdobaan-Völker entspricht, als die BASIS unter dem Kommando von Perry Rhodan vor der kleinen Galaxis eintrifft. Während Atlan und Ronald Tekener in Kontakt zu den Crypers, den Rebellen von Hirdobaan, treten, sind die Imprint-Süchtigen auf der Suche nach Waren.

Recht schnell erkennen viele Hamamesch die Bedeutung der BASIS - und Perry Rhodan bekommt einen neuen Ehrentitel: Er gilt als der HERR DER MILCHSTRASSE...

Die Hauptpersonen des Romans:

Perry Rhodan - Der Terraner sieht sich unversehens in der Rolle eines Herrn der Milchstraße.

Joseph Broussard jr. - Der Beausoleil erkundet mit Mausbiber-Hilfe einen Hamamesch-Planeten.

Adrom Cereas - Der Handelsfürst des Mereosch-Oktanten liebt bösartige Machtkämpfe.

Gucky - Der Ilt in seinem Element.

Landra Aumedek - Eine intrigante Prinzessin.

1.

Prinz Moscher erhob sich von der Liege, auf der er bequem gelegen hatte, begleitet von den mißbilligenden Blicken von Prinzessin Landra Aumedek, der Favoritin des Handelsfürsten Adrom.

»Ich kann jetzt nicht mit dir reden«, sagte sie mit honigsüßer Stimme, so nasal, als käme sie tief aus der Mitte ihres Kopfes. Er wußte, daß sie log und etwas vor ihm verbarg.

Er ging zur Tür, verließ den Raum jedoch noch nicht und drehte sich zu ihr um. Sie ließ sich gerade - geschmeidig wie eine in Seide gehüllte Schlange - auf die Liege sinken, und obwohl er ihr keineswegs mit Sympathie gegenüberstand, mußte er zugeben, daß sie eine schöne Frau war.

Die aktuelle Favoritin seines Vaters war kleiner als er und dabei sehr schlank. Sie hatte einen schönen, vorgewölbten Mund mit aufgeworfenen Lippen, tief an den Seiten des Kopfes sitzenden und aufregend weit vorquellenden Augen. Ihre Ohrenklappen hatte sie mit einem silbern schimmernden Überzug versehen, der

einen angenehmen Geruch verströmte. Ihre drei Finger waren breit, und der Daumen war fast so lang wie die Finger - ein besonderes Kennzeichen der Schönheit. Ihre hellgraue, geschuppte Haut erweckte stets den Eindruck, als sei sie feucht, als sei Landra Aumedek soeben aus dem Wasser gestiegen, in dem sie wie ein Fisch geschwommen hatte.

»Du spielst ein gewagtes Spiel«, versetzte er.

»Erstaunt es dich?«

»Ein wenig. Du fühlst dich zu sicher an der Seite meines Vaters. Das ist ein Fehler, den man niemals begehen sollte.«

»Auch nicht als Sohn?« Eine Bedienstete kam lautlos in den Salon, kniete sich neben der Favoritin nieder, öffnete eine Schatulle und entnahm einen winzigen Pinsel, um Landra damit die Lippen zu bestreichen und eine glitzernde Farbe aufzutragen. Danach schienen die Lippen mit winzigen Perlen bedeckt zu sein. Sie erinnerten an Luftbläschen, die in kristallklarem Wasser aufstiegen.

Ein spöttisches Lächeln glitt über die Lippen Landras.

»Ich komme gerade von den *Dämpfen des beginnenden Morgens*«, sagte er.

»Und? Haben sie dir das Geheimnis des Labyrinths verraten?« Sie drehte den Kopf zur Seite und fixierte ihn mit dem linken Auge.

Er glaubte, ein abfälliges Funkeln darin zu bemerken. Hielt sie nichts von dem Orakel? Bisher hatte sie es jedenfalls nicht zu verstehen gegeben. Doch ihre Frage schien dies zum Ausdruck zu bringen.

»Das wird sich zeigen«, antwortete er. »Große Tage kommen auf uns zu, mancher Traum wird sich erfüllen. Die Gezeiten tragen Fremde zu uns heran, die manche Intrige zur Farce werden lassen. Das ist es, was die Dämpfe mir geweissagt haben.«

»Ich bin beeindruckt«, gab sie ironisch lächelnd zurück. »Prinz Moscher, der älteste Sohn des Fürsten, läßt sich von den Dämpfen benebeln. Ich bin gespannt, was Adrom Cereas dazu sagen wird.«

Er blickte sie erschrocken an. »Du wirst es ihm nicht unterbreiten!«

»Warum nicht?« Sie streckte sich auf der Liege aus und schloß die Augen, als sei sie müde und wolle schlafen.

»Vielleicht interessiert es ihn.«

Der Prinz lachte laut auf, und sie öffnete die Augen wieder. »Es irritiert dich nicht?«

»Überhaupt nicht, aber du könntest dein blaues Wunder erleben, wenn du meinem Vater mit solchen Dingen kommst!« Damit ging er hinaus.

Prinzessin Landra erhob sich in der Erkenntnis von der Liege, daß sie einen Fehler gemacht hatte. Doch sie hatte keine Gelegenheit, darüber nachzudenken, denn nun meldete sich Prinz Klerin bei ihr, der Lieblingssohn des Fürsten.

Er kam durch eine andere Tür herein, ergriff ihre Hände und senkte demütig den Kopf.

»Deine Schönheit verschlägt mir den Atem«, sagte er, und sie wußte, daß er es wirklich so meinte.

Er war einer der wenigen Männer am Hofe des Handelsfürsten Adrom Cereas, die nie intrigierten.

Manche hielten ihn aus diesem Grund für langweilig, doch sie schätzte seine Ehrlichkeit. Nur wenigen Hamamesch vertraute sie so sehr wie ihm.

»Wir wollen keine Zeit verlieren«, drängte sie und führte ihn zu zwei Sesseln, auf denen sie dicht nebeneinander sitzen konnten. »Der Bote kommt gleich. Er wird dich in das Labyrinth unter der Stadt führen. Durch einen geheimen Eingang, den noch nicht einmal Infothekar Glentschim kennt, wird er dich zu den Vermächtnissen der Vergangenheit führen, und du wirst Gelegenheit haben, dich ungesehen zu bewegen. Du wirst das Geheimnis lüften!«

»Ich kann es kaum erwarten«, sagte Prinz Klerin, ein schwerfällig wirkender Mann mit breiten Hüften, dicken, säulenartigen Beinen und Händen, die wie die Pranken eines gewaltigen Raubtiers waren.

»Sei vorsichtig«, warnte sie ihn. »Glentschim hütet das Wissen wie seinen eigenen Augapfel. Er sieht die Infothek als sein Eigentum und das seiner Familie an, und er duldet niemanden da unten. Wenn er dich entdeckt, wird er dich töten, und er wird es so geschickt machen, daß dein Vater nie erfährt, wer der Täter ist.«

»Er wird nicht wagen, sich an mir zu vergreifen«, behauptete der Prinz.

»Er wird«, betonte sie. »Glentschim schreckt vor nichts zurück, wenn es um das Labyrinth geht, in dem alles Wissen unseres Volkes aufbewahrt wird.«

»Es wird Zeit, daß andere als er und die Mitglieder seiner Familie Zugang zum Labyrinth erhalten«, sagte Prinz Klerin. »Wenn meine Informationen richtig sind, dann hält er Wissen vor uns verborgen, das unser Volk in Riesenschritten weiterbringen könnte, würde er es nur unseren Wissenschaftlern und Technikern zugänglich machen. Bedauerlicherweise glaubt mein Vater mir nicht, doch ich werde ihm beweisen, daß Glentschim eifersüchtig wichtige Erkenntnisse für sich behält und im Labyrinth vergräbt, weil er sich einbildet, daß sie schädlich für unser Volk seien. Dabei ist gerade das Gegenteil der Fall: Neues Wissen wird unser Volk in die Zukunft führen - und dafür werde ich sorgen.«

»Du bist ein mutiger Mann«, lobte sie ihn. »Dir wird die Zukunft gehören. Ich bin sicher, daß dein Vater dir in

einigen Jahren Platz machen und dir das Amt des Handelsfürsten übergeben wird.«

Ein kleiner, unscheinbarer Mann trat zusammen mit einer Dienerin ein. Er trug ein rotes Band an seinem rechten Handgelenk.

»Das ist der Bote«, sagte Landra; dabei dämpfte sie unwillkürlich die Stimme. »Du kannst ihm vertrauen. Er führt dich zu dem geheimen Eingang.«

»Ich danke dir, Edle.«

Der Prinz verneigte sich. Keine Sekunde lang zweifelte er daran, daß er dem Mann vertrauen konnte. Er wußte, daß Landra Aumedek ebenso wie er daran interessiert war, die Macht des Infothekars zu brechen und jedem Zugang zum Wissen der Hamamesch zu verschaffen. Seit vielen Monaten hatte sie diesen Schritt vorbereitet.

»Man sagt, das Labyrinth sei mit Fallen gespickt, tödlichen Fallen!« rief sie ihm nach, während er mit dem Boten hinauseilte. »Der Bote kennt aber alle Tücken. Er wird dich sicher an dein Ziel bringen.«

Klerin drehte sich zu ihr um und winkte ihr beruhigend zu. Er wußte um die Gefahr, in die er sich begab.

Schweigend schritt der Bote vor ihm her. Er führte ihn durch die vielen Gänge des fürstlichen Palastes bis zu einer Tür. Von ihrer Existenz hatte Klerin nichts gewußt, obwohl er schon seit vielen Jahren im Palast lebte und glaubte, jeden Winkel untersucht zu haben. Hinter der Tür führte eine Wendeltreppe in die Tiefe. Sie stiegen hinunter und folgten dann einem schräg nach unten führenden Gang.

Plötzlich und völlig überraschend für den Prinzen drehte sich der Bote um. Ein winziger Gaszylinder blitzte in seiner Hand; ehe Klerin noch begriff, wie ihm geschah, schoß giftiges Gas in seinen geöffneten Mund. Der Tod kam so schnell, daß ihm nicht einmal eine instinktive Abwehrbewegung blieb.

Der Mörder beugte sich über ihn, packte ihn bei den Armen und schleifte ihn ein kleines Stück weiter. Dann trat er zur Seite und betätigte einen Hebel an der Wand. Eine Tür öffnete sich zu einer kleinen Kabine. Der Bote schob den Toten hinein, schloß die Tür und legte einen weiteren Hebel um.

Im Lift glitt Prinz Klerin nach oben. Durch eine Bodenluke würde er in einen der vielen Räume des Palastes gleiten, so daß es so aussah, als sei er dort gestorben.

Der Bote beseitigte die Spuren auf dem Gang, dann ging er zu einem Monitor, der in einer Nische angebracht war, und drückte einen Knopf.

Das Bild erhelle sich.

»Ich habe den Auftrag ausgeführt«, berichtete er. »Es ist vorbei.«

»Ausgezeichnet«, klang es aus winzigen Lautsprechern, und ein Lächeln glitt über die Lippen des Hamamesch auf dem Monitor. »Ich wußte, daß ich mich auf dich verlassen kann!«

»Du hast mir reichen Lohn versprochen!«

»Den sollst du haben!«

Eine Falltür öffnete sich unter ihm, und er stürzte, warf sich jedoch geschickt zur Seite und fiel auf die Kante der Tür. Wild griff er um sich, bis er an einer winzigen Unebenheit auf dem Boden Halt fand und sich Zentimeter für Zentimeter unter ungeheuren Anstrengungen in Sicherheit ziehen konnte.

Als der Mörder es endlich geschafft hatte, blieb er schwer atmend auf dem Boden liegen und brauchte einige Zeit, bis er sich erholt hatte. Danach drehte er sich um, ohne sich vom Boden zu erheben, und blickte in den Schacht, der sich plötzlich aufgetan hatte.

Zehn Meter unter ihm ragten mehrere spitze Pfähle aus dem Boden. Auf ihnen hätte er zweifellos sein Ende gefunden, wenn er nicht rechtzeitig reagiert hätte.

*

»Sie haben den Verstand verloren«, sagte Joseph Broussard jr.

Er lenkte das Beiboot in die Atmosphäre des erdähnlichen Planeten, auf dem zwei große terranische Raumschiffe gelandet waren. Auf den Monitoren der Zentrale war zu erkennen, daß Hunderte von Imprint-Outlaws die Raumer verlassen hatten und mit Handfeuerwaffen ausgerüstet auf eine Siedlung zustürmten, die zwischen Bergen errichtet worden war.

»Das dürfte nicht übertrieben sein«, stimmte Zacharias Crichton zu, der Senior der Beausoleils.

Kopfschüttelnd beobachtete er die Angreifer. Sie näherten sich einem Gegner, der ihnen aufgrund seiner Ausrüstung weit unterlegen war und gegen den bedeutend weniger schlagkräftige Waffen auch genügt hätten.

Ein Blutbad bahnte sich möglicherweise an.

Joseph Broussard jr. lenkte das Beiboot selbst. Er ließ es in die Atmosphäre des Planeten sinken, näherte sich dem Kampfgebiet mit hoher Geschwindigkeit, verzögerte dann stark und ließ das kleine, kugelförmige

Raumschiff in kaum zwanzig Metern Höhe über das Gebiet hinweggleiten, das die Angreifer noch von der Hamamesch-Siedlung trennte.

Eine farblose Flüssigkeit sprühte aus mehreren Düsen auf den Boden und bildete eine hauchdünne, etwa fünf Meter breite Schicht.

Die Imprint-Outlaws ließen sich durch den Flug des Beibootes nicht abschrecken. Einige feuerten sogar auf das Raumschiff, erreichten damit jedoch nichts, da die syntronische Zentralsteuerung blitzschnell Abwehrfelder errichtete, in denen sich die Energie verflüchtigte.

Der Anführer der Beausoleils verzögerte weiter, und das Beiboot verharrte schwebend über einem Berghang. Auf den Monitoren beobachteten die beiden Männer in der Zentrale, was draußen geschah. Die hauptsächlich terranischen Outlaws rannten ungestüm weiter, gerieten auf den besprühten Streifen - und blieben plötzlich stehen. Sie waren nicht mehr in der Lage, ihre Füße vom Boden zu heben, da sie auf eine stark klebende Masse getreten waren.

Auf einem Hügel hatten sich etwa zweihundert Hamamesch versammelt. Sie waren mit einfachen Waffen ausgerüstet, mit denen sie höchstens Kugelgeschosse abfeuern konnten. Diese Waffen konnten sich auf keinen Fall mit den Energiestrahlnern der Angreifer messen. Stumm beobachteten sie, was geschah.

Joseph Broussard jr. und Zacharias Crichton warteten gelassen ab. Kopfschüttelnd beobachteten sie, daß mehr und mehr Imprint-Outlaws in die klebrige Falle liefen, ohne die Gefahr zu erkennen. Kein einziger von ihnen konnte den Streifen überwinden und weiter gegen die Hamamesch vordringen.

Nachdem eine Stunde vergangen war, verließ Broussard das Raumschiff in einem SERUN und schwebte gemächlich zu den Outlaws hinüber. Deren Leidenschaft war mittlerweile erloschen. Fast alle hatten wütend gegen die Kraft der Chemie gekämpft - und verloren. Jetzt standen sie erschöpft auf der Stelle und harrten der Dinge, die da kommen mußten.

Zwei Meter vor einem bärtigen, untersetzten Mann beendete der Beausoleil den Flug.

»Hallo, Freunde«, grüßte er und stellte sich in umgänglichem Ton vor. »Darf man erfahren, was das soll?«

»Die da drüben haben Hamamesch-Waren«, antwortete der Bärtige, der sich Goron nannte. »Wir müssen sie haben.«

Er ließ seine Waffe auf den Boden fallen, wo sie augenblicklich von dem Klebstoff gehalten wurde. Mit beiden Händen griff er sich an den Kopf, als leide er unter großen Schmerzen, sein Gesicht verzog sich, und seine Augen funkelten in eigenartiger Weise.

»Kaum jemand von uns erträgt es noch, ohne den Zauber der Hamamesch zu sein«, erläuterte er.

»Solche Waren gibt es hier nicht«, versicherte der Beausoleil ruhig. Bisher hatte noch kein Erkundungskommando die begehrten Imprint-Waren im Mereosch-Oktanten der Kleingalaxis Hirdobaan gefunden.

Vor fünf Stunden war Joseph Broussard jr. mit drei Kreuzern der BASIS aufgebrochen, um Beobachtungsstationen im Mereosch-Oktanten zu beziehen, das Treiben der Imprint-Outlaws zu verfolgen, sich aber nur auf Kampfhandlungen einzulassen, wenn es zu Übergriffen gegen Hamamesch kam. In einigen Fällen hatten die Beausoleils Erfolg gehabt, in einigen waren sie zu spät gekommen.

Die Imprint-Outlaws waren auf der ebenso verzweifelten wie erfolglosen Suche nach Imprint-Waren, und sie reagierten sehr unterschiedlich auf den Mißerfolg. Einige wurden aggressiv, einige verfielen in Depressionen, während andere völlig unreal handelten, als hätten sie den Verstand verloren.

Mittlerweile hatte sich herumgesprochen, daß in Hirdobaan anscheinend keine Imprint-Waren verfügbar waren, doch das wollte niemand ohne weiteres hinnehmen. Hartnäckig hielt sich das Gerücht, daß sich dieser Zustand in naher Zukunft schlagartig ändern werde.

Rhodan traute der Sache nicht, und vor allem durchschaute er die Taktik der Hamamesch nicht immer. Immerhin hatten sich Millionen von Galaktikern mit dem Versprechen, ihnen in ihrer Heimat im Austausch gegen High-Tech Imprint-Waren in unbegrenzter Zahl zur Verfügung zu stellen, zu einer mit für die meisten mit außerordentlichen Anstrengungen verbundenen Expedition nach Hirdobaan verführen lassen. Und jetzt wollten die Hamamesch solche Waren auf einmal nicht mehr kennen?

Was steckte hinter diesem Verhalten?

In Hunderten von Raumschiffen durchkreuzten die Imprint-Outlaws den Mereosch-Oktanten auf der verzweifelten Suche nach Imprint-Waren, doch keiner von ihnen hatte einen Erfolg zu verzeichnen.

»Was willst du von mir?« fragte Goron. »Warum hältst du uns auf, wo wir unserem Ziel so nahe sind?«

»Wir haben alles untersucht«, behauptete Broussard jr. »Ergebnis: Auch hier gibt es keine Imprint-Waren. Deshalb mußten wir einen Kampf verhindern, bei dem es viele Opfer gegeben hätte.«

»Nicht?« Der Bärtige fuhr sich verzweifelt mit beiden Händen über das Gesicht. »Was sollen wir tun?«

»Es wäre falsch und würde alle eure Chancen auf Imprint-Waren zerstören, wenn ihr die bisherige Taktik weiterhin verfolgt«, antwortete der Beausoleil. »Ihr dürft nicht länger allein vorgehen, sondern müßt die

Gemeinschaft suchen. Wenn es wirklich Imprint-Waren geben sollte, dann bekommen wir sie nur in die Hand, wenn wir unsere geballte Macht nutzen. Und diese Macht muß sich in der BASIS konzentrieren. Von ihr aus müssen alle weiteren Bestrebungen gehen, die uns zum Ziel führen. Deshalb möchte ich, daß ihr mich zur BASIS begleitet. Dort ist alles für euch vorbereitet.«

In vielen anderen Fällen hatte Joseph Broussard jr. Stunden benötigt, um die Imprint-Outlaws zu überzeugen. Bei Goron und den anderen auf diesem Planeten genügten bereits diese Worte, um sie zur Vernunft zu bringen. Die Angreifer gaben auf, und als der Beausoleil die Kraft des Klebstoffs mit einer anderen Chemikalie brach, kehrten sie in ihre Raumschiffe zurück. Wenig später starteten alle, um im Konvoi zur BASIS zu fliegen.

Heilung von der Sucht gab es nicht. Perry Rhodan aber kam es vor allem darauf an, alle Imprint-Outlaws auf einem Sammelplatz zu vereinigen, weil er sie dann besser überwachen und unkontrollierte Aktionen gegen die Hamamesch verhindern konnte.

Der Standort der BASIS lag noch immer nahe der Grenzländerstation SCHERMOTT. Hier, in der Peripherie von Hirdobaan, am Schnittpunkt zwischen dem Mereosch- und dem Buragar-Oktanten, herrschten immer chaotischere Zustände. Hunderte von Raumschiffen mit Imprint-Outlaws kreuzten herum, und immer wieder wanderten einige von ihnen ab, um sich auf die Suche nach Imprint-Waren zu begeben, während andere aus dem Bereich Hirdobaan hinzukamen.

Ständig trafen neue Pulks von Raumschiffen mit Süchtigen aus der Milchstraße ein.

Darunter befanden sich abenteuerliche Gefährte, überalterte Raumschiffe, bei deren Anblick man sich wunderte, daß sie den Flug über die 118 Millionen Lichtjahre überhaupt geschafft hatten. Tatsächlich war ein relativ hoher Prozentsatz der Raumschiffe, die aus der Lokalen Gruppe aufgebrochen waren, auf der Strecke geblieben.

Berechnungen hatten ergeben, daß annähernd 5000 Raumschiffe mit insgesamt 15 Millionen süchtigen Galaktikern aus der Lokalen Gruppe eingetroffen waren, wobei die Mehrzahl aus der Milchstraße kam. Das Gros der Süchtigen aber hatte Hirdobaan noch gar nicht erreicht. Rhodan ging nach der Auswertung aller Gespräche mit Outlaws davon aus, daß demnächst 6000 weitere Raumschiffe eintrafen.

Die Neuankömmlinge waren enttäuscht und verzweifelt, sobald sie vernahmen, daß sie die weite Reise vergeblich gemacht hatten. Viele hatten große Entbehrungen auf sich genommen.

Und nun am Ziel ihrer Sehnsüchte - von vielen das »gelobte Hirdobaan« genannt - mußten sie erfahren, daß es nirgendwo Imprint-Waren zu kaufen gab.

Kaum einer der eingetroffenen Imprint-Outlaws wollte glauben, was man ihm sagte, und daher fielen zahlreiche von ihnen wie eine Landplage in Hirdobaan ein.

In unmittelbarer Nähe der BASIS hielten sich das Hospitalschiff SIAMESE GIRL und die PARACELSUS mit zahllosen Süchtigen an Bord auf. Dazu kamen zwanzig Diskusraumer der gegen den Imprint immunen Blues.

Als Joseph BroUssard jr. zur BASIS zurückkehrte, mußte er daran denken, daß Atlan und Ronald Tekener mit der ATLANTIS der Spur von Homer G. Adams in den Mereosch-Oktanten gefolgt waren.

Nachdem sie einige Hamamesch gegen Imprint-Outlaws verteidigt hatten, waren Atlan und Ronald Tekener mit dem Hamamesch Gunion zur Residenzwelt Antantotas aufgebrochen, hatten ihr Ziel jedoch nicht erreicht.

Kommandant Aktet Pfest hatte lediglich die Nachricht erhalten, daß die beiden Zellaktivatorträger von Cryper-Rebellen überwältigt und entführt worden waren. Er war danach mit der ATLANTIS zur BASIS zurückgekehrt.

Zuvor hatte Atlan einige Outlaw-Schiffe und das 250-Meter-Kugelschiff AMPHYTRION des Plophosers Prak Morlan zur BASIS geschickt. Seitdem hatte man nichts mehr von Atlan und dem Galaktischen Spieler gehört.

Als der Konvoi sich der BASIS näherte, fiel Broussard jr. ein Hamamesch-Raumer auf, der offensichtlich bemüht war, allen anderen Hamamesch-Schiffen auszuweichen.

Auf ein kurzes Zeichen des Kommandanten wandte sich Zach an die Besatzung und forderte sie auf, sich zu identifizieren. Die Monitoren in der Zentrale erhellten sich, es erschien jedoch nicht das Gesicht eines Hamamesch, sondern nur ein undefinierbares Farbenspiel.

Dazu ertönte eine Stimme über den Translator.

»Man hat wichtige Informationen von Atlan für Perry Rhodan«, verkündete sie.

»Mit wem spreche ich?« fragte Zacharias Crichton, der zugleich alle ortungstechnischen Möglichkeiten einsetzte, um soviel wie möglich über den Raumer zu erfahren.

»Davon später«, kam die Antwort. »Man möchte mit Rhodan reden. Wo ist er? Man besteht auf Geheimhaltung und strengsten Sicherheitsvorkehrungen.«

»Wir melden uns wieder«, versprach Zach. »Ich muß mich mit Rhodan abstimmen. Danach wird es

sicherlich zu einem Treffen kommen.«

2.

Nachdem Joseph Broussard jr. ihm mitgeteilt hatte, daß der geheimnisvolle Besucher ihn sprechen wollte, fand Perry Rhodan sich schnell zu einem Treffen bereit. Er lud den Unbekannten ein, zu ihm an Bord der BASIS zu kommen.

Der andere ging augenblicklich darauf ein, wobei er betonte, daß an Bord der BASIS wohl die nötige Diskretion gegeben sei.

»Er hat Angst davor, belauscht zu werden«, vermutete Gucky, der zu diesem Zeitpunkt in der Kabine bei Rhodan war.

Er schwebte dreißig Zentimeter über der Platte eines Tisches, wobei er sich lediglich mit dem Ende seines Biberschwanzes aufstützte, die Arme vor der Brust verschränkte und die Füße übereinander gelegt hatte.

Er behauptete, nur in dieser Stellung meditieren und in der augenblicklichen Lage nicht auf seine Meditation verzichten zu können. Er bot einen durchaus beeindruckenden Anblick, wobei lediglich störte, daß er seine Zunge links aus dem Mund heraushängen ließ.

Schweigend verharrete er in dieser Stellung, bis der geheimnisvolle Besucher an Bord der BASIS war und, begleitet von Vertretern seines Volkes, sechs mächtigen Gestalten, die ebenso Schutzanzüge trugen wie er, und Sicherheitskräften der Galatiker, dem Treffpunkt zustrebte.

Während dieser Zeit arbeitete Perry Rhodan noch mit Hilfe des Syntrons an einem bürokratischen Problem, wie es sich bei einem solch gigantischen Raumschiff wie der BASIS immer wieder ergeben konnte. Schließlich beendete er den Dialog mit dem Syntron und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Seine Blicke richteten sich auf den Mausbiber.

»Nun?« fragte er. »Hast du deine Meditation für ein paar Sekunden unterbrechen können, um unsere Besucher auszuloten?«

»Hab' ich«, antwortete der Ilt, und dabei drehte er sich langsam im Kreis herum, wobei seine Schwanzspitze den Mittelpunkt des Kreises bildete, während seine Nase sich an der Peripherie bewegte. »Es sind Crypers, und sie haben keine feindlichen Absichten. Du kannst ihnen vertrauen. Sie wollen dir etwas überbringen.«

Mit seinen telepathischen Sinnen hatte er die Gedanken der Besucher erfaßt und war so weit in ihre Tiefen vorgedrungen, daß er sich seiner Sache sicher sein konnte.

»Der Anführer heißt Knat-Oran, und er hat ein privates Problem. Interessiert?«

Die Zunge verschwand zwischen den Lippen. Er öffnete den Mund und ließ seinen Nagezahn sehen. Gespannt blickte er Rhodan an.

»Durchaus!«

»Gut!« freute sich Gucky. Er ließ sich langsam auf die Tischplatte sinken. »Du weißt, daß die Crypers ebenso wie die Hamamesch entwicklungstechnisch gesehen wahrscheinlich aus den Osteichthyes hervorgegangen sind und - wenn nicht alles täuscht - dabei aus der Untergruppe der Sarcopterygii.«

Rhodan lächelte.

»Du willst damit sagen, daß die Crypers entwicklungsgeschichtlich aus Fischen hervorgegangen sind, genauer aus den Knochenfischen, und daß unsere Wissenschaftler vermuten, daß ihre Ahnen zu der Untergruppe der Fleischflosser gehörten.«

»Bei allem Vorbehalt«, bestätigte Gucky. »Wir hatten ja noch nicht die Gelegenheit, einen Cryper genau zu untersuchen.«

»Aha!« machte Rhodan. »Und wo liegt der Haken? Ich meine, wo hat unser Besucher Knat-Oran Probleme?«

»Er hat sich eine Geliebte zugelegt«, behauptete der Ilt, »und nun hat sie ihm hunderttausend Eier gelegt! Er weiß nicht, wie er das vor seiner Frau geheimhalten soll!«

»Blöder Witz.« Rhodan lachte erneut. Er erhob sich und verließ den Raum.

In der Tür drehte er sich noch einmal zu dem Ilt um, der wieder über dem Tisch schwebte und sich mit der Schwanzspitze abstützte. Gucky blickte ihn ernst an. Wer ihn nicht gekannt hätte, wäre nicht in der Lage gewesen, genau zu erkennen, ob er gescherzt oder die Wahrheit gesagt hatte.

Rhodan zwinkerte ihm mit einem Auge zu, und der Mausbiber antwortete, indem er beide Augen langsam und würdevoll schloß.

Minuten später empfing Perry Rhodan den Besucher und seine sechs in wuchtige Schutanzüge gehüllten Begleiter in einem speziell dafür eingerichteten Raum an der Peripherie der BASIS, in dem sich bereits sieben Männer und Frauen befanden.

»Ich bin Knat-Oran«, eröffnete der Besucher das Gespräch, nachdem er den Helm seines Schutanzuges abgenommen hatte, so daß er eindeutig als Cryper zu erkennen war.

Bereits zuvor hatte man einige Höflichkeiten ausgetauscht, die vor allem dazu dienten, den anderen den Eindruck zu vermitteln, daß man sich in friedlicher Absicht gegenüberstand.

»Ich bin ein Vertrauter von Coram-Till.«

Viel war es nicht, was Rhodan bisher von den Crypers wußte. Sie waren größer als die Hamamesch, bulliger als diese und hatten eine silbriggraue, schuppige Haut.

Es gab Gerüchte, die besagten, daß die Crypers umweltangepaßte Hamamesch waren. Eine eigenständige Technik hatten sie kaum entwickelt.

»Du hast gesagt, daß du wichtige Informationen von Atlan für mich hast«, erinnerte Rhodan an den Funkspruch.

»Die habe ich in der Tat. Bisher konnte ich nicht offen sprechen. Ich mußte vorsichtig sein, weil ich nicht sicher sein konnte, daß es Ohren gibt, die hören, was sie nicht hören sollen«, sagte Knat-Oran, der darauf verzichtete, den angebotenen Sitzplatz anzunehmen, sondern wuchtig und breit am Tisch stehen blieb, Rhodan gegenüber.

Einer der anderen Crypers trat an ihn heran und gab ihm einen Gegenstand, und er überreichte ihn Rhodan. Es handelte sich um ein unhandliches, eiförmiges Objekt, etwa dreißig Zentimeter lang.

»Es ist ein Informationsträger, Herrscher der Milchstraße«, erläuterte Knat-Oran. »Atlan hat eine Botschaft für dich darauf hinterlassen. Du solltest sie dir anhören.«

Seit die BASIS bei SCHERMOTT stationiert war, trafen aus allen Oktanten Beschwerden über das Treiben der Imprint-Outlaws ein. Sie wurden durch Handelsbevollmächtigte der Hamamesch vorgetragen. Aber auch Erkundungskommandos der jeweiligen Handelsfürsten, die aus den verschiedenen Oktanten zurückkehrten, überbrachten Petitionen.

Bei allen hatte sich offenbar herumgesprochen, daß Perry Rhodan in seiner Heimat eine bekannte und einflußreiche Persönlichkeit war. Daher wandte sich ganz Hirdobaan mit Beschwerden an ihn, wobei ihm die Hamamesch den Ehrentitel *Herrscher der Milchstraße* verliehen hatten.

Es war eine geradezu groteske Situation, daß die Hamamesch Perry Rhodan und die anderen, nicht süchtigen Galaktiker dafür verantwortlich machten, was eigentlich sie selbst - oder zumindest der Jondoron-Oktant - mit der Handelskarawane in die Lokale Gruppe und den in Umlauf gebrachten Imprint-Waren angerichtet hatten.

Rhodan hatte versucht, mit den Hamamesch über diesen Widersinn zu reden. Es war ihm nicht gelungen, sich verständlich zu machen. Die Hamamesch waren in dieser Hinsicht keinen Argumenten zugänglich.

»Das werde ich«, versprach Rhodan. Er glaubte, daß das Gespräch damit zu Ende sei.

Knat-Oran rührte sich aber nicht von der Stelle. Er wartete darauf, daß Rhodan sich augenblicklich informierte.

Als der Terraner zögerte, beugte er sich vor, legte seine Hand auf den Informationsträger und aktivierte ihn auf diese Weise. Ein holographisches Bild baute sich auf, zeigte den Kopf des Arkoniden.

»Es kommt mir zunächst darauf an, dir mitzuteilen, daß es mir gutgeht und es keinen Grund gibt, sich Sorgen zu machen«, begann Atlan. »Die Hamamesch verbreiten Fehlinformationen über die Crypers. Deshalb ist es mir wichtig festzustellen, daß die Crypers von den Hamamesch in nahezu allen Bereichen ihres Lebens und ihrer Kultur unterdrückt werden. Nicht alle Crypers sind Piraten, wie die Hamamesch behaupten, die meisten sind Freiheitskämpfer, die sich gegen die Unterdrückung der Hamamesch auflehnen. Ich betone ausdrücklich, daß Tek und ich Freunde von Coram-Till sind und daß wir auf unseren Wunsch mit ihm zur Galaxis Queeneroch (NGC 4793) fliegen. Ich wiederhole, daß es uns gutgeht und wir mit den Crypers sympathisieren.«

*

Adrom Cereas von Mereosch schoß geschmeidig wie ein Pfeil aus dem Dunkel nach oben. Keiner seiner Günstlinge schaffte es, mit ihm Schritt zu halten und sich so schnell wie er durch das Wasser zu bewegen. Davon abgesehen hätte auch keiner gewagt, sich an ihm vorbeizukämpfen und vor ihm die Wasseroberfläche zu erreichen.

Aus einer Tiefe von mehr als zweitausend Metern jagten sie hinter ihm her, bis er wie ein Pfeil aus den Wellen schoß, mehrere Meter hoch durch die Luft flog und sich dann seitwärts aufs Wasser fallen ließ. Es klatschte vernehmlich über die Bucht, an deren Ufern das Gefolge des Fürsten wartete, um das Ende des Wettkampfs zu verfolgen, der eigentlich gar keiner war.

Adrom fühlte, wie alte, zuwenig entwickelte und von Milben befallene Schuppen von seiner Haut abgesprengt wurden, und er tauchte noch einmal ins Wasser, um die Reste abzuspülen. Dann schoß er mit hoher Beschleunigung auf das Ufer zu, schnellte sich mit einem kraftvollen Akt in die Höhe und landete sicher auf einer mit silbern schimmernder Folie bedeckten Plattform. Er fing sich geschickt ab, und dann tat er, als ob er den Beifall und die begeisterten Rufe seines Gefolges nicht vernehme.

Adrom Cereas von Mereosch war ein mächtiger und grausamer Handelsfürst, der sehr wohl wußte, wie er den Beifall einzustufen hatte. Er war sich darüber klar, daß manch einer aus seinem Hof es gern gesehen hätte, wenn einer der riesenhaften, gefäßigen Gigas aus den Tiefen der Meere heraufgekommen und ihn angegriffen hätte.

Es wäre nicht das erstmal gewesen, daß eine jener Bestien einen Mann beim Bad überrascht und verschlungen hätte. Ein tödlicher Instinkt schien die Gigas zu leiten, als ob sie die Hamamesch noch heute - nach Millionen von Jahren der Evolution - dafür bestrafen wollten, daß sie irgendwann das Element Wasser verlassen hatten, um auf dem Land zu leben.

Nach und nach kletterten die anderen Männer, die mit dem Fürsten getaucht hatten, ans Ufer.

Für sie gab es keine Plattform. Lediglich seinem Lieblingssohn Klerin hätte der Handelsfürst erlaubt, auf ihr zu landen. Für jeden anderen wäre es einem Todesurteil gleichgekommen, wenn er seinen Fuß darauf gesetzt hätte.

Der Beifall verhallte, Adrom verließ die Plattform und ließ sich von seinen Dienern trockene Tücher reichen und mit Duftwässern besprühen.

Während seine Frauen und Gespielinnen, einige seiner ursprünglich siebzig Kinder sowie Günstlinge und Vertreter des Adels an vorbereiteten Tischen Platz nahmen, um sich an den üppig angebotenen Speisen und Getränken zu laben, stieg er in seinen fürstlichen Anzug.

Dabei schweiften seine Blicke über die Gesellschaft. Ihm fiel auf, daß sein Sohn Moscher mit tief hängenden Schultern und stark zur Seite geneigtem Kopf unter einem Baum stand.

»Komm her zu mir, Moscher!« rief er.

Er wartete, bis sein Sohn bei ihm war. Moscher war 26 Jahre alt, ein kräftiger Mann, der trotz seiner Jugend viele Auszeichnungen erhalten hatte. Er war der Chef der Garde, und Adrom hatte von Gerüchten gehört, daß er vier seiner Geschwister auf dem Gewissen haben sollte. Da er gar nicht daran interessiert war, die Wahrheit zu erfahren, hatte der Handelsfürst nicht nachgeforscht. Dieser Sohn war einer der wenigen Hamamesch, denen er bedingungslos vertraute, und er war überzeugt davon, daß Moscher nur jemanden tötete, der seine Macht als Handelsfürst bedrohte.

Eine dumpfe Ahnung erfaßte Adrom Cereas von Mereosch und ließ sein Herz schneller schlagen. Er spürte, daß sich seine Körpertemperatur, die in der Tiefe des Meeres in einen überaus angenehmen Bereich abgesunken war, nun allzu rasch an die Temperatur der Luft anglich. Es war ein höchst unwillkommener Effekt, da er den Wert der genossenen Erfrischung verminderte.

Doch darauf achtete der Handelsfürst nicht. Er beobachtete seinen Sohn, und jede seiner Bewegungen verriet ihm, was dieser empfand. Es war selten, daß Moscher Gefühle zeigte. Wenn er das jetzt tat, dann mußte etwas Ungeheuerliches geschehen sein.

Kanzler Herengoor bemerkte, daß Moscher sich nicht so in der Gewalt hatte, wie es sich für den Chef der Leibwache ziemte. Er stand näher beim Handelsfürsten, und er nutzte die Gelegenheit, rasch zu ihm zu gehen und sich zwischen ihn und seinen Sohn zu stellen.

»Welch eine großartige Leistung«, lobte er Adrom für den siegreichen Wettkampf in der Tiefe. »Ich bewundere dich, und da der Sieg dich günstig gestimmt haben dürfte, möchte ich die Gelegenheit nutzen, dir eine Liste von zehn Männern vorzulegen, die vom höfischen Gericht zum Tode verurteilt worden sind. Es gibt eine Reihe von Gründen - nicht zu sprechen von der politischen Klugheit einer günstigen Entscheidung - , die dafür sprechen, bei einigen das Todesurteil nicht nur in ein Hafturteil umzuwandeln, sondern sogar Straffreiheit auszusprechen. Diese Männer haben deine Gnade verdient.«

Kanzler Herengoor war ein uralter Hamamesch, der bereits seit Jahrzehnten an der Spitze der Regierung stand und viele politische Entscheidungen getroffen hatte, die sich in ihrer Langzeitwirkung als günstig für das Handelsfürstentum erwiesen hatten.

Er war einer der wenigen ehrlichen Männer am Hofe. Er hatte Hunderte von Günstlingen aufsteigen und wieder fallen sehen, hatte viele Feinde, jedoch keine Neider, da er ein außerordentlich schwieriges Amt innehatte und wie kein anderer den unberechenbaren Launen Adroms ausgesetzt war.

Der Kanzler galt als Außenseiter, der außerhalb der staatlichen Ebene kaum gesellschaftliche Kontakte und

noch weniger Freunde hatte. Manche bezeichneten ihn als bunten Kampffisch, womit sie ihm sowohl Respekt bekundeten als auch auf seine zuweilen skurrilen Auftritte hinwiesen.

Daß Herengoos ausgerechnet jetzt zu Cereas von Mereosch ging und um Gnade für Todeskandidaten bat, erweckte die Aufmerksamkeit aller am Strand.

Wer seine Gespräche bis jetzt noch nicht eingestellt hatte, der wurde wispernd und flüsternd darauf hingewiesen, daß es ratsamer war, ruhig zu sein und den Handelsfürsten im Auge zu behalten.

»Was ist los, Moscher?« fragte Cereas von Mereosch, ohne den Kanzler zu beachten.

»Dein Sohn kann warten«, fuhr ihm der Kanzler furchtlos ins Wort. »Die Todeskandidaten werden in einigen Minuten nicht mehr am Leben sein, wenn du dich nicht jetzt und sofort dafür entscheidest, Gnade walten zu lassen.«

»Die Hinrichtung wird um einige Minuten aufgeschoben, bis ich mit Moscher gesprochen habe!« befahl der Handelsfürst. Einer der Mitarbeiter des Kanzlers gab diese Nachricht sofort an das Hinrichtungskommando weiter.

Herengoos wußte, daß er nun nichts mehr erreichen konnte. Ihm war klar, daß die Todeskandidaten verloren waren.

Die Körperhaltung des Chefs der Garde verriet ihm nur zu deutlich, daß Moscher schlimme Nachrichten überbrachte, und er befürchtete, daß sich daraus gefährliche Konsequenzen ergeben würden.

Der Sohn von Adrom Cereas von Mereosch verzichtete darauf, seinen Vater schonend auf die schlimme Nachricht vorzubereiten.

»Klerin ist tot«, berichtete er nüchtern. »Man hat ihn mit Gift ermordet.«

Adrom stand wie betäubt am Strand. Er hörte das Rauschen der Brandung und das Kreischen der Seevögel, die über ihm kreisten, und er hatte das Gefühl, von Eiseskälte erfaßt zu werden.

Klerin war sein Lieblingssohn gewesen. Ihn hatte er als seinen Nachfolger aufbauen wollen. Daß ausgerechnet er umgebracht worden war, traf ihn zutiefst.

Adrom Cereas von Mereosch war ein grausamer und bösartiger Mann, galt als Meister der Intrige, der seine Macht unter anderem darauf aufgebaut hatte, daß er nie eine feste Gemahlin gehabt und fast immer mehrere Gefährtinnen gleichzeitig besessen hatte. Mit allen hatte er Kinder gezeugt, und er hatte dafür gesorgt, daß sie alle um seine Gunst buhlten und sich gegenseitig mit Intrigen schwächten.

Dabei kam es immer wieder vor, daß der eine oder andere zu weit ging und seinem vermeintlichen oder tatsächlichen Gegenspieler das Leben nahm.

Auch Klerin war in dieses Spiel eingebunden gewesen.

Dafür hatte Adrom gesorgt, um seinen Sohn auf diese Weise auf die besonderen Bedingungen am Hof vorzubereiten.

Dennoch hatte Klerin auf einer Insel der Ruhe und der Abgeschiedenheit mitten im turbulenten Leben am Hof gelebt. Er hatte ihn geschützt, wo immer er konnte, um zu verhindern, was jetzt geschehen war - einen Mord.

Die grausame Tat nahm ihm nicht nur den Thronfolger, sondern machte auch die sorgfältige Arbeit von 23 Jahren zunichte: Vom ersten Tag nach der Geburt Klerins an hatte Adrom sich seiner besonders angenommen, um ihn zu fördern.

Mit den Jahren hatte er eine tiefe Zuneigung zu Klerin gewonnen. Niemand war ihm so nahe gewesen wie dieser Sohn, der nicht nur über eine ungewöhnliche Intelligenz verfügte, sondern alle positiven Eigenschaften aufwies, die von einem Handelsfürsten verlangt wurden, damit er den hohen Ansprüchen, die seine Funktion an ihn stellte, genügen konnte.

Der Tod Klerins war ein großer Verlust für den Hof und zugleich ein Schaden, der nicht mehr gutzumachen war. Schlagartig wurde Adrom bewußt, daß er versäumt hatte, für einen solchen Fall vorzusorgen: Nun gab es niemanden mehr, der als sein Nachfolger in Frage kam. Es tröstete ihn nur wenig, daß er beabsichtigte, noch einige Jahrzehnte in Amt und Würden zu bleiben.

»Bringt sie um!« schrie er Kanzler Herengoos an. »Nicht ein einziger von ihnen wird begnadigt. Sie alle sollen den Solta-Tod sterben!«

Die Männer und Frauen in seiner Nähe schrien erstickt auf. Seit Jahrhunderten war niemand mehr auf so grausame Weise hingerichtet worden, wie Adrom es nun befahl.

»Das kannst du nicht tun«, stammelte Herengoos. Es war wohl das einzige Mal seit mehr als dreißig Jahren, daß er seine Fassung verlor.

»Es sei, wie ich befohlen habe«, sagte Adrom mit gepreßter Stimme. Der Schmerz über den Verlust des geliebten Sohnes drohte ihn zu übermannen. »Zeichnet die Zeremonie auf. Ich werde sie mir später ansehen, und wehe den Henkern, wenn sie nicht so verfahren, wie es Vorschrift ist. Dann werde ich sie persönlich umbringen, und ich werde es auf eine Art machen, die Solta noch weit übertrifft.«

Er ging einige Schritte weiter - zu Prinzessin Landra Aumedek und ihren Söhnen, dem zweijährigen

Simplon und dem einjährigen Ertill.

»Vielleicht wird ja einer von euch beiden mein Nachfolger«, sagte er leise.

»Es würde mich freuen«, dankte die zutiefst erschrockene Landra.

Sie war nicht weniger schockiert als der Handelsfürst, doch es war nicht der Tod Klerins, der sie in Angst und Schrecken versetzte. Klerin war vor seiner Ermordung bei ihr gewesen, und der Bote hatte ihn aus ihren Räumen direkt dorthin geführt, wo er offenbar ermordet worden war. Sie fürchtete sich davor, daß Adrom es erfuhr und sich dann an ihr rächte, obwohl sie keine Schuld an seinem Tod trug.

Ihr war klar, daß sie das Opfer einer Intrige geworden war. Man hatte sie in den Glauben versetzt, daß Klerin die geheimnisumwitterte Infothek unter dem Palast betreten konnte, wenn er nur wollte, und sie hatte die Nachricht an ihn weitergegeben.

Da die Nachricht von ihr gekommen war, war er dem Boten ohne Arg gefolgt.

Nur dadurch war es möglich gewesen, ihn zu ermorden.

Prinzessin Landra war sich klar darüber, daß sie schnell und entschlossen handeln mußte. Adrom würde alles daran setzen, um herauszufinden, wer seinen Sohn auf dem Gewissen hatte. Deshalb mußte sie möglichst rasch klären, wer ihr die Information zugespielt hatte, daß Klerin die Infothek auf geheimen Wegen betreten konnte.

Sie zitterte vor Furcht. Ihr Leben war nie zuvor in so großer Gefahr gewesen wie in diesen Stunden.

Völlig überraschend erschien der Infothekar Glentschim an der Tafel des Handelsfürsten. Er war eine Art Hohepriester, der wie ein eigenständiger Fürst über die infothekarischen Schätze im Labyrinth unter dem Palast herrschte.

Mit einer Größe von nur etwa 1,58 Metern war er ein ungewöhnlich kleiner Mann. Er empfand als Mangel, daß er so klein war, und er litt darunter.

Später behaupteten, körperliche Mängel hätten seinen Charakter geprägt und ihm zu einer Boshaftigkeit von ganz besonderen Graden verholfen. Darüber hinaus hätten sie jene Eifersucht und Kleingeistigkeit herbeigeführt, mit der er seine infothekarischen Schätze im Labyrinth hütete.

Glentschim sprach Adrom sein Bedauern über den Verlust des Sohnes aus und fügte hinzu, nachdem der Höflichkeit Genüge getan war: »Ich habe gehört, daß die Todeskandidaten noch heute hingerichtet werden sollen.«

»Du hast richtig gehört«, antwortete Adrom.

»Ich muß um einen Aufschub bitten«, sagte der Infothekar. »Für mich gilt es, einige wichtige Informationen zu gewinnen. Sie sind unwiederbringlich verloren, wenn die Delinquenten tot sind. Deshalb muß ich mit Ihnen reden, bevor sie hingerichtet werden.«

»Ich habe nichts dagegen«, zeigte sich Adrom großzügig, »aber beeil dich. Die Hinrichtung wird sich über Stunden hinziehen; du wirst also genügend Gelegenheit haben, in den einzelnen Phasen mit den Delinquenten zu reden. Das Feuer wird ihre Seelen reinigen, und da eine Seele bekanntlich ein höchst kompliziertes Ding ist, dauert es sehr lange, bis alle Facetten der Seele gereinigt sind und das Feuer sein Werk getan hat.«

Er klatschte in die Hände. »Also - an die Arbeit, Infothekar!«

Die Schärfe in seiner Stimme machte deutlich, daß seine Geduld erschöpft und er nicht gewillt war, noch länger mit Glentschim zu reden.

Der Infothekar begriff. Devot verneigte er sich, beschattete seine Augen, indem er die Arme hob und an den Kopf drückte. Damit legte er jene Unterwürfigkeit an den Tag, mit dem sich der Zorn des Handelsfürsten mildern ließ, und als sich die Lippen Adroms entspannten, eilte er davon.

Ungeschickt stolperte er über ein paar Steine und hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben. An einigen Tischen klang gedämpftes Gelächter auf, das jedoch augenblicklich verstummte, als Adrom Cereas von Merosch mit den Fingern schnippte und so daran erinnerte, daß die Trauer um seinen verlorenen Sohn noch nicht vorbei war.

Glentschim warf jenen böse Blicke zu, die über ihn gelacht hatten, und verschwand unter den Bäumen. Er haßte Auftritte in der Öffentlichkeit. Sie machten ihn unsicher und verlegen, weil er schon im voraus wußte, daß er früher oder später mit einer Ungeschicklichkeit das Gespött der anderen auf sich zog. Damit geriet er immer wieder in einen Teufelskreis, aus dem er sich nicht befreien konnte.

Das Wissen um den bevorstehenden peinlichen Zwischenfall machte ihn unsicher, und weil er unsicher war, trat das Ereignis mit tödlicher Sicherheit ein.

Landra Aumedek hatte den Auftritt des Infothekars erleichtert verfolgt. Glentschim hatte Adrom von ihr abgelenkt, und nun nutzte sie die erste sich bietende Gelegenheit, sich mit ihren Kindern in den Palast zurückzuziehen.

Moscher beobachtete sie. Er verzog die Lippen, pflückte ein Blatt von einem Baum und zerriß es langsam zwischen seinen Händen. Mit tiefem Mißtrauen stand er der Frau gegenüber. Er war entschlossen, sie zu stürzen und ihrer Macht zu berauben, sobald er genügend Macht in den Händen hielt.

Sein Vater winkte ihn zu sich heran.

»Es fällt mir schwer, jetzt an etwas anderes zu denken als an Klerin«, sagte Adrom, »aber das Leben geht weiter. Ich habe erfahren, daß der *Herr der Milchstraße* eingetroffen ist. Du wirst mit ihm reden.«

»Wie du befiehlst.« Moscher richtete sich stolz auf.

Er war sich sehr wohl bewußt, was es bedeutete, daß der Handelsfürst sich an ihn gewandt hatte. Er war soeben in der Hierarchie aufgestiegen und an die Stelle seines verstorbenen Stiefbruders gerückt.

Sein Vater vertraute ihm, und er hatte es ihm dadurch gezeigt, daß er ihn mit einer so wichtigen Mission beauftragte.

3.

Reginald Bull betrat die Kabine Rhodans, ging zum Automaten und holte sich etwas Wasser.

»Wir haben einen Funkspruch von SCHERMOTT erhalten. Eine Abordnung aus dem Mereosch-Oktanten ist dort eingetroffen und verlangt, dich, Perry Rhodan, den *Herrn der Milchstraße*, zu sprechen.«

Bully grinste schief. Er musterte Perry, als begegne er ihm zum erstenmal. Dann nickte er ebenso spöttisch wie anerkennend.

»Ich muß zugeben, du machst eine gute Figur als *Herr der Milchstraße*!«

Rhodan lachte.

»Nur keinen Neid!« entgegnete er. Er vernahm den Titel nicht zum erstenmal. Er ließ ihn vollkommen kalt. Ihn interessierte allein, daß die Hamamesch damit signalisierten, wen sie als die führende Persönlichkeit ansahen und wer die Verantwortung übernehmen mußte. »Für einen anderen Oktanten werde ich vorschlagen, daß sie *dich* dort als Herrscher ansehen.«

»Danke, ich bin mit meiner Position durchaus zufrieden«, gab Bully lächelnd zurück. Er zog die Augenbrauen hoch. »Sie wollen, daß du nach SCHERMOTT kommst und dort mit ihnen sprichst.«

Rhodan überlegte nicht lange.

»Dagegen ist nichts einzuwenden. Allerdings wundere ich mich, daß die Abordnung die Einladung über Funk schickt. Ist das nicht ein wenig respektlos?«

»Wäre es«, stimmte Bully ihm zu. »So weit sind wir ja auch noch nicht. Man hat uns per Funk zunächst einige Unterhändler angekündigt, die zu uns an Bord kommen werden, um über die Bedingungen des Treffens zu verhandeln und dir den gebotenen Respekt zu erweisen - als eine Art roter Teppich, den man dir ausrollt.«

»Aha!« machte Rhodan.

Bully hatte den von ihm angeschlagenen lockeren Ton aufgenommen und damit angedeutet, daß er die protokollarischen Bedingungen ebensowenig ernst nahm wie er selbst auch. Ihm war vollkommen egal, ob vorher Unterhändler zur BASIS kamen, um genau festzulegen, unter welchen Bedingungen das Treffen stattfand. Doch er wußte, daß es aus psychologischen Gründen wichtig war, diese Bedingungen auszuhandeln und dabei selbst auf einige Besonderheiten beim Ablauf zu pochen.

»Ich werde die Unterhändler empfangen, wenn du einverstanden bist.«

»Bin ich, Bully. Ich bin froh, wenn ich mich damit nicht befassen muß.«

Reginald Bull erhob sich.

»Ich nehme den Kleinen dazu mit. Er soll die Unterhändler telepathisch ausloten. Ich will wissen, was sie vorhaben, bevor wir nach SCHERMOTT fliegen und ein Risiko eingehen.«

Rhodan nickte nur. Es war eine Routineangelegenheit, über die man sich eigentlich gar nicht mehr unterhalten mußte. Wichtig war allein, die jeweiligen Schritte miteinander abzustimmen, die man unternehmen mußte.

Vielleicht gelang es, bei der bevorstehenden Begegnung den Schleier des Geheimnisses ein wenig zu lüften, der das Verhalten der Hamamesch umgab, und wenigstens eine der vielen Fragen zu lösen, die mit den Imprint-Waren zusammenhingen.

Etwa zwanzig Stunden später verließ Perry Rhodan an der Spitze einer Delegation von dreißig Männern und Frauen die BASIS, um zur nahen Grenzländerstation zu fliegen.

An seiner Seite waren Terraner wie Reginald Bull und Joseph Broussard jr. ebenso wie Gucky, der Ilt.

In einem Beiboot näherten sie sich SCHERMOTT.

Die Grenzländerstation befand sich zwischen dem Mereosch-Oktanten und dem Buragar-Oktanten und war die äußerste Station in diesem Bereich Hirdobaans. Wie alle anderen Grenzländerstationen bestand sie aus sechs übereinandergestapelten, jeweils einen halben Kilometer dicken Scheiben, die einen

Durchmesser von 3,4 Kilometer hatten. Der Abstand zwischen den Scheiben betrug ebenfalls jeweils einen halben Kilometer. Als sich das Beiboot dem Gebilde näherte, manövrierten kleinere Raumschiffe zwischen den Scheiben, die durch eine Reihe von Laderöhren miteinander verbunden waren. Das Beiboot von der BASIS dockte wie vereinbart unterhalb der obersten Scheibe an.

Als Rhodan das Beiboot verließ - zehn Bewaffnete waren ihm vorangegangen und bildeten ein Spalier -, trat ihm einer der führenden Hamamesch von SCHERMOTT entgegen, um ihn in angemessener Weise zu begrüßen.

»Dies ist ein historischer Moment«, verkündete er, nachdem er sich als Olk Oreag vorgestellt hatte. Er war ein beinahe zwei Meter großer Mann mit einem breiten Gesicht, auffallend großen Augen und relativ schmalen Lippen. »Der *Herr der Milchstraße* hat erneut SCHERMOTT betreten und uns somit eine Ehre angedeihen lassen, von der wir noch langen zehren werden.«

Das klang schwülstig und übertrieben, doch der Oberste Lagerherr schien es exakt so zu meinen.

»Der Kerl bricht vor Ehrfurcht beinahe zusammen«, flüsterte Gucky Rhodan zu.

»SCHERMOTT hat eine historische Dimension gewonnen«, bestätigte der *Herr der Milchstraße* und bedachte den Hamamesch ebenfalls mit einigen Höflichkeiten, wobei er allerdings nicht so übertrieb wie dieser.

Olk Oreag trat zur Seite und gab den Weg ins Innere der Grenzländerstation frei.

»Prinz Moscher erwartet dich«, kündigte er an.

Ein bis an die Zähne bewaffneter Hamamesch kam aus dem Hintergrund, ging auf Rhodan zu, blieb vor ihm stehen, streckte sich, wobei er die Hände an die Oberschenkel legte, drehte sich um und schritt dann würdevoll vor ihm her.

»Es geht los«, wisperte Gucky. »Die Marionette da vorn ist ungeheuer stolz, weil sie uns in den Konferenzraum führen darf, *Herr der Milchstraße!*«

Eine breite Tür öffnete sich vor ihnen, und sie betraten einen großen Raum, in dem Prinz Moscher und seine Delegation sie hinter einer prunkvoll verzierten Balustrade erwarteten. Die Galaktiker schritten an eine zweite, weniger prunkvolle Balustrade heran, die einige Meter von der anderen entfernt war, so daß sie durch einen etwa zwei Meter breiten Korridor voneinander getrennt waren.

Prinz Moscher trug eine mit allerlei militärischen Auszeichnungen versehene Kombination. An seinen Hüften hingen schwere Schußwaffen, und in den Händen hielt er ein Breitschwert. Die anderen Mitglieder der Delegation hatten sich mehrere Schritte hinter und neben ihm aufgestellt, so daß die Besucher auf den ersten Blick erkennen mußten, wer von ihnen der Sohn des Handelsfürsten Adrom Cereas von Mereosch war.

Reginald Bull übernahm die Begrüßungszeremonie, die er mühsam ausgehandelt hatte, und er versäumte dabei nicht, immer wieder auf die ungewöhnliche Bedeutung des *Herr der Milchstraße* hinzuweisen. Dabei ging er außerordentlich geschickt vor und bezeichnete Perry nicht ein einziges Mal selbst als *Herr der Milchstraße*, sondern erwähnte diesen Titel immer nur als eine von den Hamamesch gewählte Bezeichnung. Auf diese Weise vermied er es, Rang und Titel zu bestätigen.

Nach allen Vorbereitungen und der Art der überaus respektvollen Begrüßung durch den Obersten Lagerherrn erwarteten alle Mitglieder der galaktischen Delegation, daß die Begegnung unter diesem Vorzeichen weiterging.

Doch sie irrten sich.

Prinz Moscher war nicht gekommen, um Komplimente und Artigkeiten auszutauschen. Er trat nicht als Diplomat oder Händler auf, sondern erwies sich von seinem ersten Wort an als Krieger.

»Hör gut zu, Rhodan!« rief er und stemmte dabei seine zu Fäusten geballten Hände in die breiten Hüften. »Ich habe eine wichtige Nachricht meines Vaters, des Handelsfürsten Adrom Cereas von Mereosch, für dich.«

»Aha, so ist das also!« piepste Gucky. Er nahm die Begegnung nach wie vor auf die leichte Schulter.

Perry Rhodan blieb gelassen.

»Ich höre!«

»Ein Raumschiff mit 4000 galaktischen Outlaws ist ins Malaya-System eingedrungen«, eröffnete der Prinz seinem Gegenüber. »Die Besatzungen haben sich zahlloser Verbrechen schuldig gemacht. Wir können diese Vergehen auf keinen Fall hinnehmen. Viele Outlaws wurden von uns festgenommen und inhaftiert.«

»Über Verantwortlichkeiten müssen wir miteinander reden«, sagte Rhodan. »Ich bedaure diese Zwischenfälle.«

»Sie haben meinen Vater, den Handelsfürsten Adrom Cereas von Mereosch, in hohem Maße erzürnt«, versetzte Prinz Moscher. »Die Outlaws sind über friedliche Welten hergeflogen. Sie haben geplündert, sich gegen die Natur der Planeten vergangen, eine bisher unbekannte Zahl von Hamamesch getötet und eine Reihe weiterer Verbrechen begangen, die ihre Sühne fordern.«

»Dafür bin ich nicht verantwortlich«, wehrte sich Rhodan.

»Du bist der *Herr der Milchstraße*, und somit bist du verantwortlich. Das ist ein Punkt, über den wir uns nicht zu unterhalten brauchen«, wies Prinz Moscher seine Einwendung zurück.

Zugleich machte er so deutlich, weshalb die Hamamesch Rhodan als *Herrn der Milchstraße* bezeichneten. Damit hatten sie sich einen Verantwortlichen geschaffen, an den sie sich halten konnten.

»Riechst du den Braten?« flüsterte Gucky.

Telekinetisch unterstützte schwang er sich mit außerordentlicher Leichtigkeit auf die Brüstung hinauf und setzte sich, so daß er den Kopf nicht mehr in den Nacken legen mußte, um mit Rhodan sprechen zu können.

»Allerdings«, antwortete der Terraner. »So etwas hätten wir uns denken können.«

»Fürst Adrom Cereas von Mereosch fordert dich durch mich auf, zu seiner Residenzwelt Antantotas zu kommen und die Verbrechen der Outlaws zu verantworten. Ich kann dir nur raten, dieser Einladung nachzukommen, weil mein Vater sich sonst gezwungen sieht, die gefangenen Outlaws ausnahmslos hinzurichten.«

»Damit ist die Katze aus dem Sack«, stellte Gucky fest.

»Sie wollen High-Tech«, stellte Bully gelassen fest.

Genau das war es!

Prinz Moscher war erschienen und hatte Beschuldigungen erhoben, die vorläufig durch nichts bewiesen waren.

In aller Offenheit forderte er die galaktische Technik, und da er von einer sehr hohen Zahl von Outlaws gesprochen hatte, war davon auszugehen, daß er eine entsprechend hohe Menge von hochentwickelten technischen Geräten verlangte.

»Wir müssen nachdenken«, entgegnete Rhodan und trat von der Balustrade zurück.

Gucky sprang aus der Höhe herab, und seine Füße schlugen laut klatschend auf den Boden.

»Hast du seine Gedanken gelesen?« fragte Bully.

»Klar!« Der Ilt entblößte seinen Nagezahn. »Du glaubst doch nicht, daß ich darauf verzichte, wenn so ein Hecht hier antanzt und Forderungen stellt!«

»Und?« Rhodan wartete ungeduldig darauf, daß der Mausbiber ihnen Einzelheiten mitteilte.

»Ich habe ihn telepathisch sondiert!«

»Nichts anderes habe ich erwartet«, meinte Rhodan. »Wie lange sollen wir noch fragen?«

»Oder müssen wir dir erst ein paar Komplimente machen, damit du dich gnädig herabläßt, uns etwas zu sagen?«

»Vorsicht, Bully!« zischte Gucky.

Reginald Bull spürte, daß er ihn telekinetisch einige Millimeter anhob. Seine Füße verloren den Kontakt zum Boden.

»Mach keinen Blödsinn, Kleiner!« forderte Bully in seiner bärbeißigen Art. »So etwas können wir jetzt wirklich nicht brauchen.«

»Also?« drängte Rhodan.

»Die Imprint-Outlaws haben sich nichts zuschulden kommen lassen«, antwortete der Mausbiber, der diese Auskunft gern ein wenig hinausgezögert hätte. Ihm gefiel, wenn ihm die Aufmerksamkeit der anderen galt. »Prinz Moscher ist ein hinterhältiger Bursche, der sich seinem Vater gegenüber gern profilieren möchte und der dringend einen Erfolg braucht. Diese Mission kommt ihm gerade recht.«

»Und? Was ist mit den Outlaws?« fragte Bully.

»Die wurden ausschließlich von Fürst Adrom gefangengenommen, damit er uns damit erpressen kann«, erwiderte der Ilt. »Er will Lösegeld fordern, das heißt, wir sollen mit galaktischer High-Tech bezahlen. Darauf ist er ganz wild.«

»So etwas Ähnliches habe ich mir gedacht.« Perry Rhodan blickte flüchtig zu Prinz Moscher hinüber, der geduldig und ohne das geringste Anzeichen von Nervosität oder Unsicherheit wartete. »Was ist Moscher für ein Charakter?«

»Wenn ich ihn richtig beurteile, dann ist er in der Lage, Hunderte oder gar Tausende von Outlaws umzubringen, um seine Forderungen durchzusetzen, ohne dabei mit der Wimper zu zucken«, versetzte Gucky.

»Das ist eine klare Antwort«, stellte Bully fest. »Uns bleibt wohl nichts anderes übrig, als auf seine Forderungen einzugehen und mit dem Alten zu reden.«

»Und dabei zu hoffen, daß man mit dem alten Halunken überhaupt reden kann«, ergänzte Gucky.

Die Prinzessin Landra Aumedek blickte auf den Mann hinab, der in ihrem Salon vor ihr auf dem Boden kniete. Er war elegant gekleidet, diverse Schmuckstücke an seinen Armen und Händen wiesen ihn als Künstler aus. Es war der Musiker Karas Promeos, ein Nachwuchstalent, das in den letzten Monaten einen nahezu märchenhaften Aufstieg erlebt hatte.

Er war zunächst von Prinz Klerin gefördert worden, dann jedoch in Ungnade gefallen, nachdem er sich in der Öffentlichkeit kritisch über die Politik des Handelsfürsten geäußert hatte. Danach war seine künstlerische Karriere so gut wie beendet gewesen.

Hinter Karas Promeos stand ein bewaffneter Leibwächter, ein Mann, dem Landra vertraute. Er hielt den Knienden mit eiserner Hand am Kragen fest und drückte ihm mit der anderen Hand eine Injektionspistole an die Wange.

»Weshalb bist du zu mir in den Palast gekommen?« fragte sie mit schmeichelnder Stimme, als habe sie nichts anderes im Sinn, als ihm Gutes widerfahren zu lassen und ihn nach Kräften zu fördern. »Willst du es mir nicht sagen?«

»Ich entsinne mich nicht mehr genau«, antwortete er, mühsam seine Zunge beherrschend. »Ich glaube, wir haben ein geheimes Treffen vereinbart, bei dem ich dir auf dem Instrument vorspielen sollte. Ein Solokonzert, nur für dich, Prinzessin.«

Sie blickte den Leibwächter an und nickte ihm zu. Er löste die Pistole aus, und leise zischend schoß ein Medikament durch die Haut des Künstlers. Seine Augen wurden kleiner und zogen sich in ihre Höhlen zurück.

»Weshalb bist du zu mir in den Palast gekommen?« wiederholte sie. »Wolltest du ein Solokonzert für mich geben, oder steckt mehr dahinter? Ist der wahre Grund nicht vielmehr, daß du die Absicht hattest, Prinz Klerin zu ermorden? Aus Rache! Weil er dich in Ungnade fallen ließ?«

Seine Augen quollen ihm aus den Höhlen.

Er drehte den Kopf zur Seite, um sie besser sehen zu können.

»Prinz Klerin ermorden?« Er schüttelte sich wie unter einem Fieberschauer.

»Prinz Klerin ermorden!« Der Leibwächter preßte ihm die Hand in den Nacken und drückte ihn tiefer hinab.

»Ja, ich glaube, das war meine Absicht«, stammelte Karas Promeos. »Ich wollte Prinz Klerin töten.«

»Und hast du es getan?«

Er blickte sie lange an. Sie konnte ihm nun ansehen, wie das Medikament in zunehmendem Maße auf ihn wirkte und ihn mehr und mehr gefangennahm, seinen Willen lähmte und ihm einen Gedanken eingab, der seinem Charakter vollkommen fremd war und der ihm selbst niemals gekommen wäre.

Sie brauchte ein Opfer!

Sie hatte sich entschlossen, Adrom Cereas von Mereosch den Mörder seines Sohnes zu liefern, und da kam ihr der Künstler gerade recht. Er war ein Mann, der Klerin nahe gestanden hatte, mit dem er sogar befreundet gewesen war, mit dem der Prinz allerdings auch Streit gehabt hatte, nachdem er sich politisch geäußert hatte.

Kara Promeos hatte den Vorteil, daß er ein Motiv für den Mord hatte! Das machte sein Geständnis glaubhaft.

Landra hatte nicht lange überlegt. Sie wußte, daß der Handelsfürst eine Untersuchung angeordnet hatte, und sie fürchtete Somontonos Koeroneos, jene geheimnisumwitterte Persönlichkeit, die der Polizei des Palastes vorstand und die nur sehr wenige außer Adrom gesehen hatten. Er galt als Ungeheuer, als absolut skrupelloser Mann, der seine Feinde zu überraschen wußte und der dem Handelsfürsten mit unverbrüchlicher Treue zur Seite stand.

Darüber hinaus war Koeroneos ein überaus fähiger Mann, der schon die kompliziertesten Fälle gelöst hatte, und sie fürchtete, daß er herausfand, wo Prinz Klerin zuletzt vor seinem Tod gewesen war.

Landra hoffte nun, dem Fürsten mit Karas Promeos einen Mann präsentieren zu können, der die Tat gestand und der sich nach kurzem Verhör zur Hinrichtung ins Feuer führen ließ. Sie war davon überzeugt, daß Somontonos Koeroneos danach die Untersuchung des Falles einstellen würde.

»Hast du es getan?« drängte sie ihn erneut. »Hast du Prinz Klerin ermordet?«

»Ja - ich habe ihn erschossen«, antwortete der Künstler.

Sie schrie erbost auf.

»Er ist vergiftet worden, du Dummkopf! Also hast du ihn mit Hilfe eines kleinen Gaszylinders umgebracht.«

»Ja, mit giftigem Gas.«

Sie ging den ganzen Fall mit ihm durch und sorgte dafür, daß er sich die wichtigsten Einzelheiten einprägte. Nach Ablauf von annähernd zwei Stunden war es soweit: Sie hatte ihr Opfer. Es war geständig. Dabei interessierte es sie herzlich wenig, daß Karas Promeos ebenso unschuldig am Tode Klerins war wie sie auch.

Als der Künstler sich schließlich erheben durfte, bot er einen jämmerlichen Anblick. Er war eine

gebrochene Persönlichkeit, die nicht mehr die Kraft hatte, sich gegen die mörderische Energie der Prinzessin zu wehren.

»Du hast es geschafft«, sagte der Leibwächter anerkennend. »Das Geständnis ist überzeugend.« Sie seufzte. »Hoffentlich mache ich keinen Fehler«, meinte sie.

»Es kann kein Fehler sein, dem Fürsten den Mörder zu liefern!«

Sie blickte ihn an, und ein spöttisches Lächeln glitt über ihre aufgeworfenen Lippen.

»Und wenn der Fürst den Prinzen Klerin selbst ermordet hat?« fragte sie. »Was wird er dann denken, wenn ich ihm einen Täter präsentiere, wo er doch genau weiß, daß er es auf keinen Fall gewesen sein kann?«

Erschrocken trat der Leibwächter einen Schritt zurück.

»Du meinst, Adrom könnte Klerin, seinen eigenen Sohn, getötet haben?«

»Bei Adrom ist alles möglich«, versetzte sie, griff nach einem goldenen Becher und trank einen winzigen Schluck von dem Getränk, das sich darin befand.

Es war außerordentlich aromatisch und schmeichelte der Zunge. Sie hätte gern mehr getrunken, doch sie fürchtete die berauschende Wirkung des Getränks. Bei dem bevorstehenden Gespräch mit Adrom wollte sie auf jeden Fall nüchtern sein.

»Warum hätte Adrom das tun sollen? Seinen eigenen Sohn ...?«

»Prinz Klerin war eine Lichtgestalt! Er war eine ganz besondere Persönlichkeit, die beim Volk ungewöhnlich beliebt war. Die Leute haben ihn förmlich angebetet, und alle haben in ihm den Fürsten gesehen, der Adrom nachfolgen wird. Doch das hat Adrom keineswegs gefallen. Er war eifersüchtig auf Klerin. Er neidete ihm seine Popularität und hat ihm bei vielen Gelegenheiten verboten, sich in der Öffentlichkeit blicken zu lassen. Er allein wollte im Mittelpunkt stehen, und er ertrug es nicht, wenn sich das ganze Interesse auf Klerin richtete. Er haßte es, wenn man Klerin zujubelte und ihn, den Fürsten, kaum beachtete. Er ist ein gefährlicher Mann, der solche Dinge hin und wieder auf seine Weise regelt.«

»Und trotzdem wagst du es, ihm Karas Promeos als Täter zu präsentieren?«

»Es ist ein Spiel«, lächelte sie.

»Aber ein überaus gefährliches Spiel!«

»Vielleicht!« Sie stellte den Becher zur Seite, nahm ein langes, seidiges Band und warf es dem Künstler um den Hals. Dann legte sie es sich über die Schulter und führte Karas Promeos wie einen Hund aus dem Salon. »Darin liegt der Reiz des Spiels. Es ist mit einem Risiko behaftet.«

»Und was ist, wenn Adrom wirklich der Täter ist?«

Sie blieb stehen und blickte den Leibwächter lächelnd an.

»Dann gibt es verschiedene Möglichkeiten: Vielleicht amüsiert es den Fürsten, daß ich der Polizei die Arbeit abnehmen wollte. Vielleicht nimmt er das Opfer dankbar an, damit niemand darauf kommt, daß er es war. Im schlimmsten Fall findet er es lächerlich, was ich getan habe, und schickt mich weg mit meinem Künstler. Oder aber er wird mißtrauisch, und das wäre dann wirklich unangenehm!«

Sie wippte bei jedem Schritt auf den Fußballen, als sie den Salon nun verließ, um Adrom Cereas von Mereosch das geständige Opfer zu übergeben.

Sie war erst wenige Schritte gegangen, als ihr Kanzler Herengoor entgegenkam. Erstaunt blickte er sie an.

»Wer ist das?« fragte er.

»Der Mann hat gestanden, Prinz Klerin ermordet zu haben. Ich bin auf dem Weg zu Adrom, um es ihm zu sagen.«

Kanzler Herengoor senkte abwehrend den Kopf, drehte ihn etwas zur Seite und blickte sie mit seinem rechten Auge durchdringend an.

»Der Zeitpunkt ist schlecht gewählt«, bemerkte er. »Perry Rhodan, der *Herr der Milchstraße*, ist auf dem Wege zu uns nach Antantotas. Adrom wird ihn empfangen, und bis dahin steht ihm nicht der Sinn nach solchen Dingen.«

»Aber es ist ungeheuer wichtig, daß ich mit ihm rede und ihm den Mörder seines Sohnes übergebe«, ereiferte sie sich. Sie zupfte so energisch an dem Band, daß der Kopf des mit Drogen Betäubten hältlos hin und her flog.

»Die meisten Probleme in unserer Welt werden von Frauen zu uns hereingetragen, die sich wichtig vorkommen«, behauptete er, wobei seine Stimme an Schärfe gewann.

Erschrocken blickte sie ihn an.

War sie denn nicht wichtig? War sie nicht die Favoritin des Handelsfürsten? Und war es nicht ihre Pflicht, ihm zur Seite zu stehen und ihm einen Übeltäter zu übergeben, wenn sie seiner habhaft geworden war?

Überrascht horchte sie in sich hinein.

Nun glaubte sie schon selbst daran, daß der Künstler der Mörder von Klerin war!

»Adrom ist ein launischer Mann«, sagte der Kanzler geringschätziger.

Er war schon so lange im Amt, wie sie denken konnte. Einen anderen Regierungschef als ihn kannte sie überhaupt nicht. Dagegen befand sich Adrom erst seit kurzer Zeit in Amt und Würden. Sie erinnerte sich daran, daß Herengoor nicht nur dem Vater von Adrom als Kanzler gedient hatte, sondern auch dessen Vater und dessen Vorgänger, einem Despoten aus einer anderen Familie, die über Jahrhunderte hinweg den Fürsten gestellt und sich bereits eingebildet hatten, dies müsse für immer so bleiben.

Herengoor konnte es sich erlauben, in einem solchen Ton vom Fürsten zu sprechen. Als einziger Mann am Hof scheute er sich nicht, Adrom in aller Öffentlichkeit zu widersprechen und ihm hin und wieder auch höchst unbequeme Wahrheiten zu sagen.

»Ich kann dir nicht empfehlen, ihm jetzt den Mörder seines Sohnes zu präsentieren«, sagte er langsam.

Der Kanzler trat einen Schritt zur Seite und musterte Karas Promeos.

»Falls er es überhaupt ist«, fügte er kühl hinzu und ging weiter, um mit einem Lift nach unten zu fahren.

Prinzessin Landra blickte hinter ihm her. Sie hatte das Gefühl, von einem eiskalten Lufthauch gestreift zu werden.

Wie kam Herengoor zu einer solchen Äußerung? Hatte sie nicht alles sehr sorgfältig vorbereitet? Sie war der Meinung, daß sie außerordentlich geschickt vorgegangen war, um sogar den argwöhnischen Adrom davon überzeugen zu können, daß Kara Promeos der Mörder war.

Und Kanzler Herengoor zweifelte?

Das könnte einen Grund haben! dachte sie erschrocken. *Er ist vielleicht selbst Klerins Mörder!*

4.

»Wir fliegen mit der ATLANTIS und deiner CIMARRON«, entschied Perry Rhodan. »Die beiden Raumschiffe werden mit ausrangerter und entbehrlicher Technik aus den Beständen der BASIS vollgepackt. Gucky ist dabei.«

»Und Joseph Broussard jr. und fünfzig seiner Beausoleils würde ich ebenfalls mitnehmen«, empfahl Reginald Bull.

Die beiden Männer saßen in Rhodans Kabine. Gucky materialisierte in seinem Lieblingsessel, wo er es sich sogleich bequem machte, und Joseph kam herein, als habe er die Worte Bullys gehört.

»Du willst die Imprint-Outlaws also wirklich freikaufen«, stellte Broussard fest.

»Genau das«, bestätigte Rhodan. »Wir haben keine andere Wahl, weil wir davon ausgehen müssen, daß Fürst Adrom sie sonst tatsächlich umbringt.«

Zehn Stunden nach diesem Gespräch lösten sich die ATLANTIS und die CIMARRON von der BASIS und beschleunigten. Ziel der beiden Raumschiffe war die Residenzwelt des Handelsfürsten Adrom Cereas von Mereosch, Antantotas im Hauptsystem Malaya.

Als die beiden Raumschiffe im Orbit des vierten Planeten von Malaya eintrafen, waren Perry Rhodan und Joseph Broussard jr. gerade auf dem Weg zur Zentrale der ATLANTIS. Über ihre Syntrons standen sie in Verbindung mit Reginald Bull und Gucky, die sich in der Zentrale der CIMARRON aufhielten.

Als sie die Zentrale betraten, gab Tassagol ein Zeichen.

»Wir machen gerade eine interessante Beobachtung«, sagte der Funk- und Ortungschef der ATLANTIS. Wie immer hatte der Arkonide seine weißblonden Haare straff bis in den Nacken zurückgekämmt. Seine Augen wiesen nur eine geringe Rotfärbung auf.

Als Rhodan und der Führer der Beausoleils sich ihm näherten, zeigte er auf den großen Ortungsschirm, auf dem überraschenderweise das Symbol eines Fragmentraumers zu sehen war.

»Ein Posbi-Raumer«, erläuterte er, als ob er nicht genau wüßte, daß die beiden Männer das Bild sehr wohl interpretieren konnten. Er liebte es nun mal, andere zu belehren und Erklärungen abzugeben, wo immer es ihm angebracht zu sein schien. »Der Raumer trägt die Bezeichnung BOX-1719. Er wird von Hamamesch-Einheiten bewacht. Es dürfte klar sein, daß es sich bei dem Raumer nur um ein Gefährt der galaktischen Outlaws handeln kann.«

Rhodan funkte Gucky augenblicklich an.

»Ich höre«, antwortete der Ilt. »Und ich bin der gleichen Meinung wie du.«

»Ich habe ja noch gar nichts gesagt«, murte Rhodan.

»Aber ich weiß, daß du möchtest, daß ich mich auf dem Posbi-Raumer umsehe«, sagte der Mausbiber, der in diesem Moment vor Rhodan materialisierte. »Ich werde einen Techniker der Beausoleils mitnehmen.«

Er wandte sich an Broussard jr.

»Hat jemand von euch Ahnung von Fragmentraumern?« fragte er.

»Klar«, antwortete Joseph. Er überlegte nur kurz, dann rief er mit Hilfe eines Armgerätes einen seiner Männer zur Zentrale. »Er heißt Gordon. Er wird dich begleiten.«

Noch nicht einmal drei Minuten verstrichen, bis Gordon in die Zentrale kam, ein kleiner dunkelhaariger Terraner. Obwohl seine Kombination und seine Stiefel blitzblank waren, machte er den Eindruck, als komme er gerade von einer Reparatur, die mit viel Öl und Schmutz verbunden war. Er war kräftig, und er hatte einen eigenartig wiegenden Gang.

»Hallo, Gucky«, sagte er mit einem breiten Lächeln. »Ich habe schon immer davon geträumt, daß du mich mal auf einen Trip mitnimmst.«

»Manchmal gehen Träume in Erfüllung«, spöttelte der Ilt, »aber manche Träume haben sich auch hinterher als Alpträume erwiesen. Wie es dort drüben in dem Posbi-Raumer aussieht, kann ich wirklich nicht sagen. Besorg dir bitte einen SERUN, damit ich mir keine Sorgen um dich machen muß.«

Gordon lachte und ging mit wiegenden Schritten aus der Zentrale. Er schien glücklich und zufrieden zu sein, daß er Gelegenheit erhielt, eine Teleportation mit dem Mausbiber zu erleben. Ein solches Erlebnis wurde nur wenigen zuteil.

Einige Minuten darauf kehrte der Terraner in die Zentrale zurück. Jetzt trug er einen SERUN und einen Multitraf.

»Wir können«, sagte er und streckte Gucky die Hand hin.

Der Ilt ergriff die Hand und teleportierte mit dem Beausoleil zur BOX-1719.

*

Arish Mantel preßte die Hände an den Kopf, um die Stimmen der Imprint-Outlaws nicht mehr hören zu müssen; dort drückte er sich mit dem Rücken gegen die Wand.

Seit zwei Tagen befand er sich zusammen mit etwa 4000 Imprint-Outlaws in der Gefangenschaft der Hamamesch. Noch immer konnte er nicht begreifen, wie alles geschehen konnte.

Es hatte schon auf seinem Heimatplaneten Plophos begonnen, wo er sich auf die Suche nach seinem Sohn gemacht hatte. Von diesem wußte er nur, daß er süchtig nach Hamamesch-Waren geworden war; er wollte ihm helfen.

Er war mit einem Raumfahrer an Bord eines kleinen Raumschiffs gegangen, weil der Mann behauptet hatte, er sei seinem Sohn begegnet und werde ihn in naher Zukunft erneut sehen.

Erst nach dem Start hatte Arish Mantel gemerkt, daß der Mann ein Imprint-Outlaw war, dessen Sinne sich schon verwirrt hatten.

Doch damit hatte die Odyssee erst begonnen, die ihn auf verschiedene Raumschiffe geführt und schließlich gar zur Teilnahme an der Expedition veranlaßt hatte. Er wußte nicht, woher der Fragmentraumer gekommen war. Er war irgendwann mit anderen an Bord des Posbi-Raumers gegangen, hatte qualvolle Wochen unter Imprint-Outlaws verbracht und war seinem Sohn keinen einzigen Schritt näher gekommen.

Zusammen mit den Outlaws war er in die Hände der Hamamesch gefallen. Niemand hatte gemerkt, daß er kein Imprint-Outlaw war, sondern ein vollkommen normaler Mann von 103 Jahren.

Er ließ die Hände sinken und sah sich in der Schlucht um, in der sie gefangen gehalten wurden. Sie war etwa fünfhundert Meter breit und vier Kilometer lang.

Sengend heiß brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab; nirgendwo gab es Schatten, in dem man Schutz vor den Strahlen des Gestirns finden konnte.

Die meisten Imprint-Outlaws lagen auf dem Boden und schützten ihren Kopf mit einem Tuch, einer Jacke oder dem abgerissenen Ärmel einer Jacke.

Die Gefangenen litten jedoch nicht nur unter der Helligkeit und der Hitze, sondern sie hatten auch Entzugserscheinungen.

Ein schlanker, abgemagerter Mann kam auf ihn zu und stürzte wenige Meter vor ihm auf die Knie. Mit glühenden Augen blickte er ihn an.

»Die Qual hat bald ein Ende«, sagte er röchelnd. »Hörst du die Signale? Sie verkünden uns das Heil. Wir sind in Hirdobaan, und schon bald werden wir die begehrten Waren haben. Vielleicht schon heute!«

Ein schriller Pfeifton ertönte, die meisten Gefangenen sprangen auf.

Er blickte zu einem etwa einen Meter dicken Rohr hinüber, das von der Talsohle der Schlucht bis zu einem tiefen Einschnitt in der felsigen Wand der Schlucht hinaufführte. Es rauschte und polterte laut, als Versorgungsgüter durch das Rohr hinabrutschten.

Viele Gefangene drängten sich gierig um das Ende des Rohrs, um die Güter in Empfang zu nehmen. Es waren keine Imprint-Waren, sondern Nahrungsmittel und Wasserbehälter. Arish Mantel wartete. Er wußte, daß er sich Zeit lassen konnte. Bisher hatten die Hamamesch ausreichend Versorgungsgüter geschickt.

Er war nur an gekochtem und getrocknetem Mehl und Wasser interessiert. Alles andere war für ihn ungenießbar.

Vor allem die gegarten Fische erregten seinen Widerwillen. Sie kamen in klebrige Blocks gepreßt zu ihnen und verbreiteten einen für ihn unerträglichen Gestank; nur ein einziges Mal hatte er versucht, etwas davon zu essen.

Danach war ihm übel geworden, und seitdem war er davon überzeugt, daß die Hamamesch mit diesem Fisch lediglich ihre Abfälle schickten.

Die meisten Gefangenen ließen sich von dem Gestank nicht abschrecken.

Sie hatten Hunger, und sie schlängen in sich hinein, was die Hamamesch ihnen zu essen gaben.

Arish Mantel stand auf und ging an dem Rohr vorbei zu einer Felsnische. Darin befand sich ein Monitor. Als er an das Gerät herantrat, leuchtete ein Licht auf.

Es zeigte ihm an, daß er von einer Kamera erfaßt wurde. Auf dem Monitor erschien das Gesicht eines Hamamesch.

»Wie lange soll das noch dauern?« fragte Arish Mantel verzweifelt. »Wir bekommen zuwenig Wasser. Menschen benötigen mehr Wasser. Seht euch die Gefangenen an: Sie verdursten. Die Sonne ist zu heiß, und die Luft ist zu trocken für uns. Wir ertragen das nicht.«

»Ihr erhaltet genügend Wasser«, antwortete der Verbindungsoffizier der Hamamesch.

Es war zum Verzweifeln. Die Hamamesch waren keinem Argument zugänglich. Sie blieben stur.

Der Hamamesch brach die Verbindung ab, und der Monitor wurde dunkel. Mantel kehrte an seinen Platz zurück und ließ sich wieder auf den Boden sinken.

Wenn nicht bald Hilfe kam, würden die Gefangenen nicht überleben.

Er blickte kopfschüttelnd zum Himmel hinauf, der sich strahlend blau über ihm wölbte. Ein einziger Stern war zu sehen.

Woher sollte Hilfe kommen?

Die Milchstraße war unendlich weit entfernt, und niemand dort konnte ahnen, wie es um annähernd 4000 Menschen stand, die als Gefangene in die Hände der Hamamesch gefallen waren.

*

Gucky materialisierte mit Gordon in einem Hangar des Posbi-Raumers.

»Oh, Mann!« stöhnte der Terraner, als er sich im Hangar umsah. »Was ist denn hier passiert?«

Vier Beiboote standen in der Halle. Bei allen waren die Schleusen und die verschiedenen Reparaturklappen, die Zugang zu den an der Peripherie liegenden Systemen ermöglichten, geöffnet. Zahllose Einzelteile waren herausgerissen worden, als ob es jemandem darauf angekommen wäre, die kleinen Raumschiffe auszuplündern.

»Was für ein Wahnsinn«, sagte Gordon. »Jemand hat erst einmal alles zerstört und dann festgestellt, daß er die Dinge doch nicht brauchen kann. Das müssen Narren gewesen sein.«

»Oder Imprint-Süchtige, die ihren Verstand verloren haben«, entgegnete Gucky. »Vielleicht haben sie nach Hamamesch-Waren gesucht und sind wütend geworden, weil sie nichts gefunden haben.«

Sie glitten mit Hilfe der Gravo-Paks hinaus auf einen Gang. Hier bot sich ihnen ein leicht verändertes Bild.

Nicht ausschließlich technische Teile und herausgerissene Geräte lagen auf dem Boden, sondern auch Abfall aus den Nahrungautomaten, medizinisches Material, Papiere und gebrauchte Kleidungsstücke.

»Das sieht aus, als ob es jemand darauf angelegt hätte, alles wegzuwerfen, was nicht fest verklebt ist«, stellte der Techniker kopfschüttelnd fest. »Mich wundert, daß die Leute hier nicht auch ihre Notdurft verrichtet haben.«

Gucky fuhr sich mit der Hand über die Nase.

»Danach riecht es wirklich nicht.«

Sie schwebten durch den Gang bis zu einem Liftschacht. Als sie sich diesem näherten, vernahmen sie Stimmen von Hamamesch. Sie sprachen Hamsch, und da Gucky und Gordon mit Translatoren ausgerüstet waren, verstanden sie, daß sie sich über technische Geräte unterhielten.

Sie waren auf der Suche nach High-Tech, und sie waren davon überzeugt, daß es genügend davon an

Bord des Fragmentraumers gab. Allerdings war ihre Suche bisher noch nicht von Erfolg gekrönt worden.

Gordon trat vorsichtig an den Antigrav-Schacht heran, und er sah, daß sich Hunderte von Hamamesch darin bewegten. Es war ein ständiges Kommen und Gehen.

Die Hamamesch traten aus den seitlichen Öffnungen, glitten ein Stück im Schacht nach oben oder - auf der dafür vorgesehenen Seite - nach unten und verschwanden wieder in den Seitengängen, während andere erschienen. Viele von ihnen trugen erbeutete Gegenstände mit sich herum; nicht wenige prahlten damit, besondere Schätze entdeckt zu haben.

Gucky versetzte einem Teller mit Speiseresten einen Tritt und beförderte ihn in den Schacht hinein, wo er sanft nach unten schwiebte.

Erschrocken fuhr Gordon zurück. Er legte keinen Wert darauf, von den Hamamesch gesehen zu werden.

»Wir sind nicht zum Gaffen hier«, piepste Gucky. »Der Antrieb interessiert mich viel mehr.«

Dann legte er plötzlich einen Finger an die Lippen und schloß die Augen. Er lauschte.

Seine telepathischen Sinne streckten ihre Fühler nach einigen Hamamesch aus, die tief unter ihnen waren, und der Ilt erfaßte, daß sie sich über Vorgänge am Hof des Handelsfürsten Adrom Cereas von Mereosch unterhielten.

Er erfuhr, daß der Lieblingssohn des Fürsten ermordet worden war und daß am Hof furchterregende Zustände herrschten, bei denen niemand seines Lebens sicher war. Jeder intrigierte gegen jeden, und manch einer schreckte auch vor einem Mord nicht zurück, um seine ehrgeizigen Pläne durchzusetzen.

Doch lange hielt sich Gucky hier nicht auf. Er hatte bald genug erfahren.

Bevor der Techniker wußte, wie ihm geschah, ergriff der Ilt seine Hand und teleportierte. Sie materialisierten in einem der Triebwerksräume, einer gigantischen Halle mit großen Triebwerksblöcken und zahlreichen peripheren Aggregaten. Aus der Deckung eines positronischen Steuerungsblocks heraus sahen sie Hamamesch, die sich zwischen den Maschinen bewegten.

»Dachte ich mir«, sagte Gucky, als er positronische Steuergeräte entdeckte, wie sie vor vielen Jahrhunderten auch auf Terra gebaut worden waren. Mittlerweile waren sie längst von der Syntronik überholt worden. »Der Kasten ist jahrhundertealt.«

»Und in einem hundsmiserablen Zustand«, ergänzte Gordon.

Sie beobachteten, daß einige Hamamesch sich an den Aggregaten zu schaffen machten, Schaltungen öffneten und wieder schlossen, Meßgeräte ankoppelten und andere Untersuchungen anstellten, jedoch keine Zerstörungen anrichteten.

Überall in der Halle lag Abfall. Die Imprint-Outlaws waren offenbar verstört durch den Fragmentraumer gelaufen, hatten buchstäblich jeden Winkel aufgesucht und dabei alles zurückgelassen, was sie im Augenblick nicht benötigten. Es gab keine Posbis und anscheinend auch sonst keine Roboter an Bord, die das Aufräumen übernahmen.

Niemand kümmerte sich um das angerichtete Chaos; man beließ das Raumschiff in dem Zustand, in dem es sich befand.

»Was treiben die Hamamesch eigentlich in diesem ...«, begann Gordon. Er blickte sich zu Gucky um und verstummte, denn der Ilt winkte ab.

Die Augen des Mausbibers wirkten eigentlich starr. Als der Techniker sich besorgt zu ihm hinabbeugte, war es bereits vorbei; ein lebhaftes Funkeln kehrte in die Augen des Ilt zurück.

»Ich habe mich nur ein bißchen umgehört«, erläuterte Gucky, »und da der Kasten ganz schön groß ist und sich einige tausend Hamamesch an Bord befinden, war es nicht ganz einfach, den zu finden, der hier die größten Töne spuckt. Und das ist Prinz Populos.«

»Keine Ahnung, wer das ist«, gestand Gordon.

»Du solltest dir so etwas wie eine telepathische Antenne zulegen«, empfahl ihm der Mausbiber, obwohl er wußte, daß Gordon diesem Rat gar nicht folgen konnte.

Parapsychische Gaben konnte man sich nicht »zulegen«, sie waren ein Geschenk der Natur, und man hatte sie üblicherweise von Geburt auf an, oder man hatte sie nicht.

Gordon ging auf den legeren Ton ein.

»Du kannst mir ja ein Stück von deiner Antenne abgeben«, erwiderte er.

Gucky zeigte ihm seinen Nagezahn.

»Populos ist eines von den Kindern, die Handelsfürst Adrom von Mereosch gezeugt hat«, sagte er. »Die Zahl seiner Kinder beträgt etwa siebzig. Wenn ich den Gedanken von Populos glauben kann, was ich vermute, dann sind dreißig davon auf recht mysteriöse Weise umgekommen. Er glaubt, daß sie ermordet worden sind. Nur fünf leben noch am Fürstenhof, weil sie es verstanden haben, sich bei Adrom einzuschleimen. Er gehört dazu. Er ist ein Oberschleimer, der seinem Vater um den Bart zu gehen weiß.«

»Gefährlich?« fragte Gordon.

»Gefährlich scheinen alle zu sein, die im Dunstkreis von Fürst Adrom Cereas von Mereosch leben«, antwortete der Mausbiber.

Er griff nach Gordon und zog ihn vorsichtig mit sich, da sich ihnen eine Gruppe von Hamamesch näherte. Sie glitten, von ihren Gravo-Paks getragen, in die Deckung einer anderen Maschine.

»Prinz Populos ist ein herziges Kerlchen. Er denkt von seinem Vater wie von einem hinterhältigen Hai, der seine eigenen Kinder frißt, wenn's nötig ist.« Gucky grinste.

Gordon staunte. Ihm war nicht klar gewesen, daß ein Telepath in so kurzer Zeit einem anderen lebenden Wesen ein so umfangreiches Wissen entreißen konnte. Zugleich wurde ihm bewußt, daß es einen besseren Kundschafter als einen Telepathen kaum geben konnte.

Gucky forderte ihn auf, sich in der Halle umzusehen.

»Wir müssen wissen, in welchem Zustand der Antrieb ist«, sagte er leise. »Kannst du ein paar Tests machen? Ist dieser Kasten noch flugfähig? Ist er manövriertfähig, oder haben Outlaws und Hamamesch ein solches Chaos angerichtet, daß man BOX-1719 nur noch als Wrack bezeichnen kann?«

Gordon nickte und trennte sich von dem Mausbiber. Die Situation war schwierig für ihn, da er sich nicht frei bewegen konnte, sondern ständig darauf achten mußte, daß er den Hamamesch nicht in die Quere kam.

Ihnen gegenüber hatte er jedoch einen großen Vorteil: Er wußte, wie die Triebwerke eines Fragmentraumers funktionierten, und somit wußte er auch, wonach er zu suchen hatte.

Während sich die Hamamesch mit Aggregaten und Schaltungen befaßten, die lediglich von marginaler Bedeutung waren, konnte der Terraner gezielt vorgehen und selbst unter den gegebenen Umständen in der relativ kurzen Zeit von etwa drei Stunden die nötigen technischen Untersuchungen anstellen.

Gucky betrieb während dieser Zeit seine eigenen Forschungen und lieferte ergänzende Informationen. Darüber hinaus sorgte er dafür, daß die Hamamesch abgelenkt wurden, sobald sie in die Nähe des Technikers kamen, damit sie ihn nicht entdeckten.

Er ließ Gegenstände aus der Höhe herabfallen und vor ihren Füßen aufprallen, schlängte telekinetisch Kabel um ihre Füße, so daß sie sich darin verhedderten, oder schuf mit gleichen Mitteln aus weggeworfenen Speiseresten der Imprint-Outlaws rutschige Flecken, mit denen die Hamamesch prompt ihre Schwierigkeiten bekamen.

Er trieb mit wachsendem Vergnügen Schabernack mit den Hamamesch, ohne sich ihnen zu zeigen, und dabei legte er gleichzeitig so viel Disziplin an den Tag, daß sie an Zufälle glaubten und keinen Verdacht schöpften.

»Das fiel mir schwer genug«, gab der Ilt zu, als er wieder bei Gordon war. »Am liebsten hätte ich ihnen auf der Nase herumgetanzt, aber das geht ja leider nicht. Sie dürfen nichts von unserer Anwesenheit wissen, sonst wird es schwerer, die Gefangenen zu befreien. Sie würden Vorwürfe gegen uns erheben und noch mehr Technik von uns verlangen.«

»Und das muß nicht sein«, stimmte der Techniker zu.

Sie standen an einem funktionierenden Automaten, und Gordon zapfte sich etwas Wasser.

»Wie weit bist du?« fragte Gucky.

»Ich dachte, das weißt du längst!« wunderte sich der Techniker. »Seit Stunden bemühe ich mich, meine Gedanken zu disziplinieren und nur an das zu denken, was du wissen darfst.«

»Dann solltest du dich auch nicht mit Susu und den Gedanken an ihren runden Hintern befassen«, kicherte der Mausbiber.

Gordon lachte.

»Du willst mich provozieren, Kleiner, aber das schaffst du nicht! Reden wir von meiner Arbeit: Der Fragmentraumer befindet sich in einem Zustand, in dem es berechtigt wäre, ihn ein Wrack zu nennen.«

»Ist er es nicht?«

»Noch nicht ganz«, antwortete Gordon. »Noch ist die Kiste in der Lage, die Gefangenen aufzunehmen und mit ihnen zur BASIS zu fliegen. Danach bricht wahrscheinlich der ganze Antrieb auseinander, übrig bleibt nichts anderes als Schrott.«

»Guter Tip«, bedankte sich Gucky. »Ich werde Schrotthändler und mache ein Vermögen. Nur - wem kann ich den Schrott in Hirdobaan verkaufen?«

»Vermutlich niemandem«, lachte Gordon.

»Schade«, knurrte der Ilt. »Und ich dachte, daß ich nun, da ich kein Teenager mehr bin, endlich den richtigen Beruf für mich gefunden habe.«

Er streckte dem Techniker die Hand hin und teleportierte mit ihm zur ATLANTIS zurück, um Perry Rhodan und Reginald Bull Bericht zu erstatten.

»Ihr habt euch Zeit gelassen«, kritisierte Bully, der sich von der CIMARRON aus zugeschaltet hatte. »Ging es nicht ein bißchen schneller? Prinz Moscher wird schon ungeduldig: Er will eine Antwort von uns.«

»Wenn keine Hamamesch an Bord gewesen wären, hätten wir die ganze Geschichte in einer halben Stunde

erledigt«, maulte Gucky.

»Ihr seid zeitig genug zurück«, sagte Rhodan. Beruhigend blickte er Gordon an. »Es sollte kein Vorwurf sein. Wir sind nur etwas ungeduldig, weil Prinz Moscher auf ein neues Treffen drängt. Jetzt können wir unsere Verhandlungstaktik nach den Ergebnissen eurer Untersuchung ausrichten. Ihr habt gute Arbeit geleistet.«

»Vor allem ich«, behauptete Gucky. Er streckte sich in einem Sessel aus, zwinkerte Gordon zu, schloß dann beide Augen und schloß auf der Stelle ein.

5.

Landra Aumedek brauchte lange, bis sie ihren Schock überwunden hatte. War Kanzler Herengoor in den Mord an Klerin verwickelt? Hatte er ihn gar selbst begangen?

Eine Intrigantin wie sie konnte nichts ausschließen, selbst den Gedanken nicht, daß Herengoor ihr vor dem Mord den Boten geschickt hatte, der Klerin ins Labyrinth führen sollte, so daß der Verdacht früher oder später auf sie fallen mußte.

Mit bebendem Herzen saß sie mit Fürst Adrom zusammen und nippte vorsichtig an dem Wein, den ihr die Diener reichten. Sie hüllte sich in seidige Stoffe, die sie mit einem Duftwasser besprührt hatte.

Adrom liebte verführerische Düfte, und sie hatte die raffinierteste Kombination gewählt, die sie überhaupt besaß. Tatsächlich war er in den ersten Minuten ihrer Begegnung wie berauscht gewesen, und sie hatte ihn ganz für sich gefangennehmen können.

Dabei hatte er ihr etwas gesagt, was sie in einen Taumel der Gefühle versetzt hatte.

Er wollte ihre beiden Kinder auf die Aufgaben vorbereiten, die später einmal auf sie warteten, wenn sie erwachsen waren.

Eines von ihnen sollte später Handelsfürst und damit Nachfolger von Adrom werden!

Jetzt stand noch mehr auf dem Spiel! Jetzt ging es nicht nur um sie, sondern auch um ihre Kinder. Jetzt ging es um ihrer aller Zukunft.

Als sie Einzelheiten mit Adrom besprechen wollte, erschien zu ihrem Leidwesen Herengoor und störte sie.

Einige politische Probleme mußten erörtert werden. Der Kanzler bestand darauf, daß es geschah, bevor die Galaktiker mit dem *Herrn der Milchstraße* an der Spitze auf Antantotas eintrafen.

Mit sichtlichem Bedauern wandte Adrom sich dem Kanzler zu. Landra zog sich schmollend in einen Winkel des Salons zurück, um auf einem Diwan liegend zuzuhören.

Die Prinzessin tat, als interessiere sie nicht im geringsten, was die beiden Männer zu besprechen hatten. Tatsächlich öffnete sie die Klappen vor ihren Gehörgängen weit, um sich nichts entgehen zu lassen, und je länger die beiden Männer miteinander sprachen, desto mehr stieg ihre Spannung.

Nahezu unerträglich wurde es für sie, als sie die Bestattung des toten Prinzen Klerin für den nächsten Tag festlegten und dabei die Liste jener zusammenstellten, die eingeladen werden mußten.

Landra ließ sich keinen Namen entgehen.

Wenn Herengoor der Mörder von Prinz Klerin war, dann mußte er fürchten, daß der Fürst ihm auf die Schliche kam. Für einen solchen Fall mußte er Vorsorgen und den Verdacht rechtzeitig auf jemanden anderen lenken.

Hatte er einen von den Ehrengästen gewählt? Oder hatte er sich für sie oder jemanden anderen aus dem Palast entschieden?

Aus halb geschlossenen Augen beobachtete Landra den Kanzler, und sie versuchte, jede seiner Gesten zu deuten, doch sie erfaßte nur, was er sagte.

Seine Gedanken blieben ihr verschlossen. Er verriet sich nicht durch seine Gestik.

Haß wuchs in ihr.

Sie beschloß anzugreifen, um ihm zuvorzukommen. Der Verdacht mußte auf ihn fallen, bevor er ihn auf sie richten konnte!

Geduldig lauerte sie auf ihre Chance - und die kam, nachdem die Männer sich etwa eine Stunde lang beraten hatten. Danach erklärte Adrom, daß er noch einmal in Ruhe über die anstehenden Probleme nachdenken wollte, um in exakt zwei Stunden zum Kanzler in dessen Residenz zu kommen.

Es war ein absolut ungewöhnlicher Entschluß, der jedoch unterstrich, wie hoch Adrom Herengoor einschätzte.

Eigentlich kam überhaupt nicht in Frage, daß der Fürst zu irgend jemandem ging, um ein Problem mit ihm zu besprechen. In jedem Fall mußte der andere zum Fürsten kommen.

Daß sich Adrom zu Herengoor begeben wollte, zeichnete einen Kanzler aus, der als einziger über

Generationen hinweg in seinem Amt tätig gewesen war.

Landra richtete sich unwillkürlich auf. Ihr war klar, daß Adrom so etwas nur ein einziges Mal in seinem Leben machen würde. Nun überlegte sie fieberhaft, ob sich eine Intrige dahinter verbarg und ob man ihr eine Falle stellen wollte.

Unter einem Vorwand zog sie sich aus dem Salon zurück und eilte in ihre Räume, um sich dort ins Bad zu begeben.

Im eiskalten Pool ihres Frauenpalastes, der mit einer Reihe von Duftwässern angereichert war, fühlte sie sich wohl, und sie bekam ihre Gefühle in den Griff.

Sie wußte, daß sie zahlreiche Feinde am Hof hatte. Es gab genügend Frauen, die sie beneideten, weil sie die Favoritin des Fürsten war, und die liebend gern an ihre Stelle getreten wären.

Landra traute jeder einzelnen von ihnen eine Intrige zu, und sie war davon überzeugt, daß die meisten selbst vor einem Mord nicht zurückschreckten, um sie von der Seite Adroms zu vertreiben.

Kam der Angriff auf sie aus dieser Richtung?

Oder gab es gar keinen Angriff? Bildete sie sich nur ein, Opfer zu werden?

Sie entschloß sich, alles auf eine Karte zu setzen. Dabei wollte sie ruhig und überlegt vorgehen, um jedes Risiko nach Möglichkeit auszuschalten.

In einem Schrank lag eine kleine, goldene Spange, die Prinz Klerin gehört hatte. Lange Jahre hatte er sie getragen, um sie ihr dann vor ein paar Tagen als Zeichen seiner Anerkennung zu schenken.

Sie nahm die Spange und schlich sich in den Palast des Kanzlers. Es gelang ihr, unbemerkt in seinen Besprechungsraum zu kommen. Geschickt legte sie die Spange auf den Boden und schob sie zur Hälfte unter die bis fast zum Boden herabreichende Kante eines Tisches.

Dann kehrte sie lautlos und unbeobachtet in ihren Palast zurück, schlüpfte wieder in den Pool und setzte das Bad fort.

Die Falle war gestellt.

Wenn Fürst Adrom die Spange sah, mußte er annehmen, daß Klerin kurz vor seinem Tod beim Kanzler gewesen war. Sie hoffte, daß er jene Schlüsse daraus ziehen würde, die - jedenfalls für sie - auf der Hand lagen.

*

Arish Mantel atmete auf, als zwei Roboter zwischen den Gefangenen erschienen. Es war das erstmal seit ihrer Gefangenschaft, daß die Hamamesch reagierten. Sie kamen direkt aus der aufgehenden Sonne, die noch tief über dem Eingang der Schlucht stand, und so konnte er zunächst nur ihre Umrisse erkennen. Doch das änderte sich bald, als sie sich ihm näherten.

»Du wirst sehen, jetzt wird alles besser«, sagte er zu einer jungen Frau, die zusammengekrümmt neben ihm auf dem Felsboden lag. Sie litt unter Bauchschmerzen. »Meine Proteste zeigen endlich Wirkung!«

Er erhob sich, um die Roboter zu empfangen, und er irrte sich nicht. Sie wollten zu ihm.

Sie waren humanoid. An ihrem kegelförmigen Kopf, der entfernt an den Kopf eines Fischs erinnerte, hatten sie vier optische Linsen, die ihnen eine totale Erfassung ihrer Umgebung ermöglichten.

»Komm!« sagte einer von ihnen auf hamsch.

Er hätte irgendeine Sprache aus irgendeinem Teil des Universums nehmen können, der Plophoser hätte ihn verstanden. Er folgte den beiden Robotern, als diese sich umdrehten und dem Ausgang der Schlucht zustrebten.

Einige Gefangene schlossen sich ihnen an, doch nun blieb einer der beiden Roboter stehen, ließ Arish Mantel an sich vorbeigehen und drängte danach die anderen ab. Auf diese Weise machte er unmißverständlich deutlich, daß sie den Plophoser holen wollten und niemanden sonst.

»Macht euch keine Sorgen um mich!« rief Arish Mantel einigen Männern zu, die ihre Hände erhoben. »Es wird alles gut. Ich setze mich vor allem dafür ein, daß ihr mehr zu trinken bekommt.«

Sie reagierten nicht.

Am Ausgang der Schlucht wartete ein Gleiter auf die Roboter und ihn. Arish Mantel stieg ein, ohne daß er dazu aufgefordert werden mußte. Er konnte es kaum erwarten, dem ersten Hamamesch gegenüberzutreten und mit ihm über bessere Haftbedingungen zu verhandeln.

Da er der einzige war, der nicht unter Entzugserscheinungen litt und bei vollem Verstand war, fühlte er sich für alle anderen verantwortlich.

Der Gleiter flog in Richtung Norden. Er glitt über fruchtbare, kultiviertes Land hinweg, auf dem zahlreiche Robotmaschinen arbeiteten. Erst nach etwa einer Stunde näherte er sich einer Stadt, landete jedoch weit davor am Rande eines parkähnlichen Geländes, auf dem sich einige hundert Hamamesch versammelt hatten.

Während des Fluges hatte Arish Mantel sich seine Argumentation zurechtgelegt und kaum auf die Umgebung geachtet.

Nun blickte er etwas genauer hin. Ihm ging auf, daß er sich einer ungewöhnlichen Szenerie näherte.

In der parkähnlichen Landschaft erhoben sich Dutzende von weißen, roten und blauen Gebilden, die ihn an Korallen erinnerten. Sie waren vielverzweigt wie blattlose Bäume, und sie standen in regelmäßigen Abständen voneinander.

Die vielen Hamamesch im Park hielten sich in deutlicher Entfernung von ihnen - mit Ausnahme eines Gebildes, das strahlend weiß war und eine Höhe von etwa zehn Metern erreichte.

Davor war ein metallisch glänzendes Gerüst errichtet worden, in dessen Mitte der leblose Körper eines Hamamesch schwebte.

Arish Mantel begriff.

Das parkähnliche Gelände war eine Art Friedhof, und die Hamamesch hatten sich versammelt, um den Toten zu bestatten, der in dem Gestell schwebte.

Zweifel kamen in ihm auf.

»Moment mal«, sagte er zu den beiden Robotern, die mit ihm im Gleiter saßen. »Ich muß mit einem einflußreichen Mann reden, und ich kann mir nicht vorstellen, daß dieser genügend Zeit für mich hat, wenn es um eine Bestattung geht. Seid ihr sicher, daß ihr mich zum richtigen Ort bringt?«

»Absolut sicher«, antwortete einer der beiden Roboter mit nüchterner Stimme, jetzt auf interkosmo.

Die Maschine landete am Rande des Parks, und der Plophoser stieg aus. Die beiden Roboter führten ihn über einen sorgfältig gepflegten Kiesweg bis an das Gerüst heran, in dem der Tote schwebte.

Was hatte er mit einer Bestattung zu tun?

Ein ungutes Gefühl beschlich ihn, und er beschloß, nicht so lange zu warten, bis es zu spät für ihn war.

Blitzschnell glitt er zur Seite, warf sich herum und rannte zum Gleiter zurück. Rasch gewann er einige Meter Vorsprung.

Als er die Maschine erreichte und sich auf den Sitz warf, glaubte er bereits, es geschafft zu haben. Doch bevor er starten konnte, packten ihn die beiden Roboter und zogen ihn aus der Maschine.

»Laßt mich los!« forderte er keuchend, doch sie taten ihm den Gefallen nicht.

Sie hielten ihn fest und führten ihn zu dem Gerüst zurück, wo ein bullig wirkender Hamamesch, der fast 1,90 Meter groß war, auf ihn wartete. Er hatte sich mit so viel Schmuck behängt, daß beinahe sein ganzer Körper damit bedeckt wurde.

»Das ist der Mann, Fürst Adrom Cereas von Mereosch«, sagte einer der beiden Roboter.

Arish Mantel versuchte vergeblich, sich zu befreien. Dabei ließ er den Hamamesch nicht aus den Augen.

»Gib diesen dämmlichen Maschinen endlich den Befehl, mich loszulassen!« rief er mühsam. »Ich bin hier, um mit dir über die Haftbedingungen für die Gefangenen zu verhandeln.«

»Das ist ein Irrtum«, widersprach Adrom in hamsch. Mantel verstand ihn, weil einer der Roboter einen Translator zwischengeschaltet hatte.

»Wieso das denn?« fragte der Plophoser.

Der Hamamesch flößte ihm Furcht ein, doch das veranlaßte ihn nicht zur Vorsicht. Voller Aggressivität und ohne den nötigen Respekt sprach er den Fürsten an.

»Ich habe eine Verhandlung gefordert, und wenn ihr mich schon aus der Schlucht holt, dann können wir auch miteinander reden«, knurrte er. »Ich habe mit den Gefangenen nichts gemein. Ich bin der einzige, der keine Imprint-Waren will. Ich habe nichts mit den Vergehen zu tun, die sich einige von den anderen haben zuschulden kommen lassen. Du solltest mich daher nicht wie einen Feind behandeln, sondern als einen Unterhändler. Genau das bin ich, und für jedes Volk, das Ehre besitzt, genieße ich Immunität.«

»Du bist der einzige, dessen Geist sich nicht verwirrt hat«, stimmte Fürst Adrom zu. »Deshalb bist du derjenige, der die Verantwortung trägt. Du wirst einen ehrenvollen Tod haben und meinen ermordeten Sohn in jene Tiefen der Meere begleiten, aus denen es niemals eine Rückkehr gibt.«

Arish Mantel blickte ihn in sprachlosem Entsetzen an. Er glaubte, sich verhört zu haben.

»Tod?« stammelte er. »Hast du von Tod gesprochen?«

Adrom Cereas von Mereosch trat zur Seite, und die beiden Roboter nahmen den Gefangenen in ihre Mitte. Einer von ihnen strich ihm mit der Hand über den Mund.

Arish Mantel stieg ein eigenartiger Geruch in die Nase. Er begriff, daß die Maschine ihn mit einem Gift in Berührung gebracht hatte.

Bevor er aber ausweichen konnte, begann es bereits zu wirken. Er wollte etwas sagen, doch seine Zunge gehorchte ihm nicht mehr. Er brachte keinen einzigen Laut hervor.

In namenlosem Entsetzen verfolgte er, wie die Roboter ihn in das Gestell hoben und wie er von den tragenden Feldern von Gravo-Paks erfaßt wurde.

Er konnte sehen, hören, riechen und fühlen, und so verfolgte er, wie die Menge der Gäste größer wurde und die Zeremonie begann.

Zu keiner Sekunde verließ ihn die Hoffnung, daß er durch ein Wunder in letzter Sekunde gerettet werden könnte.

*

Die Bestattungszeremonie zog sich über Stunden hin.

Landra Aumedek betupfte sich hin und wieder mit Duftwässern, um für Adrom attraktiv zu bleiben, während Glentschim, der bei einer solchen Veranstaltung eine Art Hohepriester war, aus dem Leben des Prinzen Klerin erzählte und ausmalte, welche Zukunft er gehabt hätte, wenn nicht ein ruchloser Mörder über ihn hergefallen wäre und ihn getötet hätte.

Prinzessin Landra war allmählich ruhiger geworden; die Spannung war von ihr abgefallen.

Zunächst hatte sie an ein Täuschungsmanöver geglaubt, als sie den gefangenen Galaktiker neben dem toten Prinzen im *Feuergitter* gesehen hatte, das ihn jenem Element aussetzen sollte, mit dem ein Hamamesch während seines Lebens niemals in enge Berührung kommen durfte, das ihn jedoch nach seinem Tode in die geheimnisvolle Welt überführte, in der ihm ein Weiterleben möglich war.

Das Feuer!

Warum, so hatte sie sich gefragt, schwebte ein Galaktiker neben Klerin? Er konnte doch auf keinen Fall der Mörder sein!

Doch allmählich merkte sie, daß sie sich geirrt hatte. In ihren Reden beschuldigte nicht nur Schatzmeister und Infothekar Glentschim den Mann, Klerin getötet zu haben, sondern auch Kanzler Herengoor, Klerins verschlagener Bruder Niklar und der mit Schmuck von oben bis unten behängte Handelsfürst Adrom behaupteten, der Fremde allein habe Klerin ermordet, nachdem er heimlich in den Palast eingedrungen sei und ihm hier aufgelauert habe.

Eine Lüge!

Prinzessin Landra zweifelte keine Sekunde lang daran, daß der Galaktiker als Mörder nur vorgeschoben wurde.

Die Reden wurden in alle Teile des Planeten übertragen, so daß die Redner ihre Beschuldigungen nicht nur den Trauergästen gegenüber erhoben, sondern auch gegenüber der gesamten Bevölkerung von Antantotas.

Prinzessin Landra war ein wenig ruhiger geworden, doch die Spannung blieb. Wenn der Galaktiker nicht der wahre Mörder war, würde Adrom dann weiterhin nach dem Täter suchen? Würde sie im Rahmen der Fahndung noch in Gefahr geraten?

Sie traute niemandem.

Nach wie vor hielt sie es für möglich, daß Kanzler Herengoor der Täter war, daß es ihm jedoch gelungen war, Fürst Adrom zu diesen Äußerungen zu bewegen. Sie hoffte, daß Adrom die Spange seines Sohnes bemerkte.

Aber auch andere kamen in Frage.

Die Brüder Niklar, Moscher und Populos, den Giftmischer Boreasch nicht zu vergessen, der häufig Streit mit Klerin gehabt hatte.

War Infothekar Glentschim auszuschließen?

Hatte er Klerin womöglich dabei überrascht, wie dieser in das Labyrinth unter dem Palast eindringen wollte, um der Infothek ihre Geheimnisse zu entreißen?

Die Geheimnisse der Infothek!

Waren sie das wahre Motiv des Mordes? Ging es darum, die Geheimnisse des Labyrinths zu bewahren? Landra blickte sich um, sie wurde unsicher.

Hatte sie bisher eine falsche Spur verfolgt? War eine ihrer Rivalinnen eine Mörderin?

Hatte sie den Thronfolger getötet, weil sie hoffte, daß eines ihrer Kinder in die Rolle von Klerin schlüpfte und irgendwann einmal Nachfolger von Adrom wurde?

Ein Signal ertönte, und die Aufmerksamkeit wandte sich Prinz Klerin und dem Mann neben ihm zu. Es wurde still im Park, als Glentschim das Feuer entzündete.

Der Infothekar fuhr mit einer Fackel an den Metallstrebten des Gerüsts entlang; aus zahllosen Düsen schossen winzige Flammen hervor, bis die beiden Gestalten in dem Gitterwerk vollkommen von Flammen umgeben waren.

Wiederum verging einige Zeit, in der Glentschim aus einem uralten Gedicht zitierte, und plötzlich meinte Landra, den Galaktiker schreien zu hören: *Ich habe nichts damit zu tun! Ich bin unschuldig!*

Sie tupfte ungerührt ihre Fingerspitzen in ein Luxuswässerchen und strich sich damit über die obere Lippe.

Der verführerische Duft stieg ihr in die Nase, und sie genoß ihn.

Sie hatte längst erfaßt, daß die Bestattung auch ein politischer Schachzug war. Fürst Adrom hatte seinen Schuldigen, und er hatte 4000 weitere, die in einer Schlucht gefangen waren.

Mit der Hinrichtung demonstrierte er, daß mit ihm nicht zu spaßen war und daß er keine Skrupel hatte, die anderen Gefangenen der Situation entsprechend zu behandeln. Jetzt mußten die Galaktiker begreifen, daß sie moderne Technik zur Verfügung stellen mußten, wenn sie ihre Leute mit in ihre Heimat zurücknehmen wollten.

Prinzessin Landra lächelte.

Sie war sicher, daß sich ihre Wünsche nach High-Tech schon sehr bald in reichem Maße erfüllen würden.

Fürst Adrom gab das entscheidende Kommando. Glentschim legte einen Hebel um, und plötzlich wurden die Flämmchen zu meterlangen Feuerstrahlen, die beide Gestalten mit sonnenheißer Glut umgaben.

Ein kurzer, schriller Schrei war von dem Galaktiker zu hören. Prinzessin Landra sah genau hin. Sie hatte eine solche Bestattung noch nicht erlebt, denn zuvor waren die Toten mit Holz und Öl verbrannt worden.

War nicht plötzlich ein Schatten im Feuer? War nicht für Bruchteile von Sekunden eine winzige Gestalt zu sehen, die an dem Galaktiker hing?

Sie war nicht sicher, ob es wirklich so war oder ob sie einer Täuschung unterlag, denn in der unglaublichen Hitze dauerte die Bestattung nur Sekunden.

Danach war alles vorbei: Asche rieselte aus dem Gestell herab in das bereitstehende Urnengefäß des Prinzen. Niemand achtete darauf, ob auch Asche von dem Galaktiker anfiel und wo diese blieb.

»Der Mörder hat gestanden«, behauptete der Infothekar, während er die Urne des Prinzen mit geheiligtem Wasser kühlte, bis er sie anfassen, anheben und auf eine schwelende Plattform legen konnte, auf der sie aufs Meer hinaus transportiert werden sollte. »Jetzt wissen wir alle, daß der wahre Täter Prinz Klerin in die für die Lebenden unerreichbaren Tiefen der Meere folgt, um ihm in seinem neuen Leben ein treuer Diener zu sein. Der Wind wird seine Asche dorthin tragen und über dem Meer herabregnern lassen.«

Prinzessin Landra polierte sich die violetten Schuppen an der Seite ihres Halses mit einem hauchdünnen Tuch. Gelangweilt blickte sie auf die Platte unter dem *Feuergitter*. Sie konnte keine Asche sehen, und da kein Wind wehte, konnte dieser die Asche auch nicht fortgetragen haben.

Es war, als wäre der Galaktiker gar nicht verbrannt worden.

Lächelnd wandte sie sich ab.

Was für ein Gedanke!

Er war verbrannt. Es konnte gar nicht anders sein. Was hätte denn sonst mit dem Galaktiker in diesem unglaublich heißen Feuer passiert sein sollen?

6.

Die ATLANTIS und die CIMARRON blieben im Orbit von Antantotas, während sich Perry Rhodan, Bully, Gucky und fünfzig Beausoleils unter der Führung von Joseph Broussard jr. darauf vorbereiteten, in Beibooten auf dem Raumhafen des Planeten zu landen, wo einige tausend Hamamesch mit etwa zweihundert Kampfrobotern das Empfangskomitee bildeten.

Die optischen und syntronischen Beobachtungssysteme der Raumschiffe hatten die Szene auf dem Raumhafen längst erfaßt, so daß Rhodan und die Männer und Frauen an seiner Seite genau wußten, was auf sie wartete.

Aber Perry Rhodan gab das Zeichen zum Aufbruch noch nicht. Er ging zu Gucky, der sich nicht weit vom Hangar entfernt in einer Medo-Station befand.

Als er eintrat, saß der Ilt an einem aus Formenergie errichteten Krankenlager, in dem eine menschliche Gestalt schwieg.

Sie hatte zahlreiche Verbrennungen erlitten. Der syntronisch gesteuerte Medo-Roboter war gerade dabei, verkohlte Kleidungsstücke von seinem Körper zu entfernen.

»Das war buchstäblich in letzter Sekunde«, berichtete Gucky. »Ich hörte seinen verzweifelten Hilferuf, und ich kam gerade noch rechtzeitig, um zu verhindern, daß er zusammen mit einem Toten verbrannt wurde. Ich habe ihn sofort auf die ATLANTIS gebracht. Er wird also überleben.«

»Wer ist es?« fragte Rhodan.

»Ein Plophoser namens Arish Mantel«, gab der Ilt zur Auskunft. »Das ist alles, was ich vorläufig weiß. Ich

hatte noch keine Zeit, mehr herauszufinden.«

»Er muß zu den Gefangenen gehören«, stellte der Terraner fest.

»Seine Gedanken, mit denen er um Hilfe rief, waren ungeheuer intensiv«, sagte der Mausbiber. »Der Medo hat bereits festgestellt, daß man ihm ein lähmendes Gift verabreicht hatte. Vermutlich sollte er die Bestattung nicht durch Hilfeschreie stören. Ein Glück, daß mich seine Rufe erreicht haben.«

»Kannst du ihn telepathisch ausloten?«

»Zur Zeit nicht. Er ist bewußtlos und steht darüber hinaus unter einem schweren Schock. Für mich ist es fast ein Wunder, daß er nicht wahnsinnig geworden ist, als er in dem Verbrennungsgerüst hing. Er hat stundenlang darauf gewartet, daß sie endlich das Feuer einschalten.«

»Ist das alles, was du weißt?«

»Nicht alles. In seinen Hilferufen gab er immer wieder zu erkennen, daß er unschuldig ist. Daraus schließe ich, daß man ihm ein Verbrechen vorgeworfen und ihn deshalb zum Tode verurteilt hat.«

»Gut, dann weiß ich Bescheid.« Rhodan machte Anstalten, den Raum zu verlassen, doch der Mausbiber hielt ihn erneut zurück.

»Wenn mich nicht alles täuscht, war der ganze Hofstaat unter der Führung von Handelsfürst Adrom bei dieser Bestattung«, bemerkte er. »Das ist der Mann, mit dem du gleich verhandeln willst.«

»Also muß es sich bei dem verstorbenen Hamamesch, den man verbrannt hat, um ein wichtiges Mitglied des Hofes handeln.«

Rhodan verließ die Station und kehrte in den Hangar zurück. Minuten später war er in einem Beiboot auf dem Weg nach Phylegas, der Hauptstadt des Planeten Antantotas.

Phylegas lag an einer Bucht mit einem großen Seehafen und einem ausgedehnten Raumhafen. Ein gewaltiger Palast erhob sich - flankiert von einer Reihe von Nebenpalästen - auf einem hügeligen Gelände außerhalb der Stadt.

Rhodan und seine Begleiter landeten mit insgesamt vier Beibooten auf dem Raumhafen. Sie verließen die Raumschiffe auf großen Antigrav-Plattformen stehend und schwebten langsam an die wartenden Hamamesch heran.

Ein Hamamesch trat Perry Rhodan entgegen. Er trug eine blaue Kombination, die mit einem leuchtendgelben Emblem versehen war. Es wies ihn als höchstrangigen Offizier aus.

Nachdem die notwendigen Höflichkeiten ausgetauscht worden waren, begleiteten die Hamamesch und die Kampfroboter die dicht über dem Boden schwebenden Plattformen zum Palast. Neugierige Bewohner der Stadt drängten sich an den Seiten des Weges, um die Galaktiker zu begaffen.

Erst unmittelbar vor dem Eingang des Hauptpalastes setzten die Besucher ihre Plattformen ab und gingen zu Fuß weiter.

Ranghohe Offiziere führten sie in eine zentrale Halle des Palastes, in der Handelsfürst Adrom Cereas von Mereosch auf sie wartete.

Bullig und mit Schmuck behängt stand er auf einer mit Blumen und kostbaren Schmuckstücken verzierten Empore, stemmte die Fäuste in die Seiten und blickte Rhodan und seine Begleiter an. An seiner Seite befand sich eine ebenfalls reich geschmückte Frau mit zwei kleinen Kindern.

Ein offenbar schon sehr alter Hamamesch, der sich als Kanzler Herengo vorstellte, übernahm es, die Gäste zu begrüßen. Und dann entfaltete sich ein höfisches Gepränge, wie man es in den meist eher demokratisch orientierten Regierungszentren der Milchstraße schon seit Jahrtausenden nicht mehr kannte.

Fürst Adrom empfing seine Gäste mit einem höfischen Zeremoniell, das voller symbolischer Handlungen war.

Für Rhodan und seine Begleiter blieb vieles unverständlich, da sie den Hintergrund nicht kannten.

Geduldig wartete Rhodan ab, bis die einleitenden Festlichkeiten vorbei waren und Fürst Adrom endlich von der Empore stieg, um sich dem Terraner gegenüber auf einen kunstvoll geschliffenen Stein zu setzen, dessen Maserung an terranischen Marmor erinnerte.

Bedienstete schoben einen zweiten, etwas kleineren Stein der gleichen Art herein und boten ihn Rhodan als Sitzplatz.

Kanzler Herengo schritt würdevoll hinzu und stellte sich hinter Adrom auf.

Und dann war es plötzlich mit der Höflichkeit vorbei.

»Wir bedauern, gleich zu Anfang unserer Begegnung auf eine Erscheinung kommen zu müssen, die uns ganz und gar nicht gefällt«, begann Herengo. Seine Sprache klang wie ein nasales, unverständliches Gemurmel.

»Eine Invasion von Tausenden von Raumschiffen aus der Milchstraße findet bei uns statt«, fügte Adrom hinzu. »Galaktiker kommen zu uns, fallen über unsere Planeten und unsere Bevölkerung her; sie morden und plündern, wo immer sie können. Es sind mehr, als wir bekämpfen können.«

»Sie sind krank«, argumentierte Perry Rhodan, »und ihr solltet sie nicht bekämpfen, sondern ihnen helfen.«

»Wie sollen wir das verstehen?« fragte der Fürst.

»Das weißt ihr sehr gut«, behauptete Rhodan. »Es sind die Imprint-Waren der Hamamesch, die dafür gesorgt haben, daß die vielen Männer und Frauen den Halt verloren haben und zu Süchtigen geworden sind.«

»Wir wissen nichts von solchen Imprint-Waren.«

»Sie sind mit der Handelskarawane der Hamamesch in unsere Galaxis gekommen.«

»Davon weiß ich nichts«, entgegnete Fürst Adrom, »allerdings gibt es Gerüchte, daß der Jondoron-Oktant für diese Karawane verantwortlich ist. Doch das spielt keine Rolle für uns. Tausende von Männern und Frauen deines Volkes sind zu uns nach Hirdobaan gekommen. Sie haben es sogar gewagt, sich diesem Planeten zu nähern. Sicher ist euch nicht entgangen, daß sich ihr Raumschiff noch immer im Orbit von Antantotas befindet. Das ist eine ungeheure Beleidigung für uns. Wir werden über das Raumschiff beraten und aller Wahrscheinlichkeit nach beschließen, es zu vernichten. Doch damit nicht genug!«

Fürst Adrom erhob sich von dem Steinblock, neigte den Kopf zur Seite und blickte Rhodan durchdringend an.

»Die Galaktiker haben ein schweres Verbrechen begangen«, fuhr er fort. »Mein Sohn Klerin ist tot! Er war die Hoffnung meines Volkes, eine große Persönlichkeit, die von jedem Hamamesch angebetet wurde. Ruchlose Mörder haben sich in den Palast geschlichen und meinen Sohn ermordet.«

»Und wir wissen, daß es Galaktiker gewesen sind - eine Gruppe von acht bis zehn Männern. Sie sind über den Prinzen hergefallen und haben ihn ermordet. Einer allein hätte sich niemals gegen ihn behaupten können«, fügte Kanzler Herengoort mit lauter, hallender Stimme hinzu. »Mörder! Die Galaktiker sind Mörder. Sie haben die Hoffnungen eines ganzen Volkes zerstört.«

Perry Rhodan blieb gelassen.

Der Vorwurf überraschte ihn nicht. Er hatte mit einer derartigen Anklage gerechnet.

Da er wußte, daß die Hamamesch geradezu versessen darauf waren, technische Produkte aus der Milchstraße in die Hand zu bekommen, und da Prinz Moscher ihm bereits gesagt hatte, daß es annähernd 4000 Gefangene gab, hätte es ihn verwundert, wenn Fürst Adrom den Druck auf ihn nicht noch verstärkt hätte.

»Der Vorwurf trifft mich tief«, versetzte Rhodan. »Ich brauche Zeit, um mich damit befassen zu können. Ich bitte daher, unser Gespräch zu unterbrechen.«

»Einverstanden«, gestattete Fürst Adrom. »Der Kanzler wird euch zu einem Nebenpalast führen, wo eurer Würde entsprechende Unterkünfte für euch vorbereitet sind. Du wirst keinen Grund zur Beschwerde haben, *Herr der Milchstraße!*«

*

Kanzler Herengoort blickte die Prinzessin geringschätzig lächelnd an. Er hielt sich nicht lange mit Förmlichkeiten auf und ließ sich auch nicht davon abschrecken, daß eine Bedienstete an der Seite von Landra Aumedek war und sie kosmetisch behandelte.

»Das hast du in meinen Räumen vergessen«, sagte er und hielt ihr die goldene Spange Klerins vors Gesicht.

Erschrocken blickte sie ihn an.

»Es ist die Spange des Ermordeten«, fügte er hinzu, und nun war er so kalt und abweisend, daß sie zu frösteln begann. »Ich weiß, daß du sie mir unter den Tisch gelegt hast, damit Adrom sie sieht und mich des Mordes an Klerin verdächtigt. Wie konntest du!«

Sie überlegte verzweifelt, was sie sagen sollte, brachte jedoch kein Wort hervor.

»Glaubst du wirklich, daß ich über Jahrzehnte hinweg Kanzler bleiben konnte, wenn ich nicht stets und zu jeder Zeit auf solche kleinen Angriffe vorbereitet gewesen wäre?«

»Was wirst du tun?« stammelte sie endlich.

Die Bedienstete zog sich erschrocken und ängstlich zurück, weil sie auf keinen Fall noch länger Zeuge sein wollte. Sie wußte sehr wohl, daß es am Hof nur zwei Möglichkeiten gab zu überleben - entweder man wußte so gut wie gar nichts oder man wußte so viel, daß man damit erpressen konnte!

»Nichts«, antwortete er. »Adrom ist zufrieden damit, daß er einen Galaktiker als Mörder verbrannt hat. Er weiß, daß der wirkliche Mörder noch frei herumläuft, aber er weiß auch, daß ich es nicht bin: Als Klerin getötet wurde, waren er und ich bei einem Essen. Er weiß auch, daß du es nicht bist, denn er hat dich längst überprüft. Oder glaubst du wirklich, er hätte deine Kinder zu Thronerben erhoben, wenn er dich im

Verdacht hätte, Klerin ermordet zu haben?«

Er lachte laut auf, was mit einem unangenehmen Glucksen und Pulsieren in seiner Kehle verbunden war.

Er reichte ihr die Spange, und sie griff zu.

Im gleichen Moment erkannte sie, daß sie einen Fehler gemacht hatte. Ein Stich an ihrem Finger erinnerte sie daran, daß man Herengoor im Palast voller Ehrfurcht, Angst und Respekt auch den *Meister der Gifte* nannte.

Schlagartig verkrampten sich ihre inneren Organe. Sie brach stumm zusammen und wälzte sich unter unerträglichen Schmerzen auf dem Boden.

Sie wollte ihren Schmerz hinausschreien, doch ihre Stimme versagte. Sie konnte nichts tun, als die Schmerzen zu ertragen, bis der Anfall vorbei war.

Er dauerte etwa fünf Minuten. Danach entspannte sich die Muskulatur wieder.

Vollkommen erschöpft und von tödlichem Haß erfüllt, blieb Landra auf dem Boden liegen.

Kanzler Herengoor lachte erneut laut auf.

»Ich werde noch Kanzler sein, während du längst den Weg der Flammen gegangen bist«, sagte er verächtlich, während er den Salon verließ.

*

»Ich weiß, wo sie sind«, berichtete Gucky, während Perry Rhodan, Reginald Bull und die Beausoleils sich in ihrem Palast einrichteten. »Kanzler Herengoor hat kurz daran gedacht.«

»Nimm mich mit«, forderte Joseph Broussard jr.

Er fuhr sich mit beiden Händen durch den grauen Haarkranz, der seinen Schädel wie eine Perücke umrahmte und seitlich dicke Büschel bildete. Dann strich er sich mit dem Rücken des gekrümmten Zeigefingers über den tiefschwarzen Schnurrbart - erst nach links, dann nach rechts.

»Ich muß ja wohl nicht in diesem Bau bleiben, wenn es draußen was zu tun gibt«, drängte der Beausoleil.

Gucky tat ihm den Gefallen. Er teleportierte mit ihm in ein bergiges Gebiet im Süden der Hauptstadt. Am Rande einer Schlucht materialisierten sie.

»Ich sehe keine Gefangenen«, sagte der Anführer der Beausoleüs und blickte sich um.

Gucky streckte den rechten Arm aus, drehte die Hand und zeigte mit dem Finger nach unten.

Sie standen in einem mit Felsbrocken übersäten Gelände. Büsche, Bäume und hohes Gras versperrten ihnen die Sicht.

Joseph begriff. Er ging einige Schritte zur Seite und konnte dann bis auf die Talsohle einer Schlucht sehen, in der sich Tausende von Galaktikern befanden.

Die meisten lagen tatenlos auf dem Boden. Einige Männer und Frauen irrten ziellos umher, während sich andere zu kleinen Gruppen zusammengedrängt hatten und sich unterhielten.

»Mitten hinein?« fragte der Ilt.

Joseph Broussard sah, daß sich am Ausgang der Schlucht eine hohe Mauer befand, die von zahlreichen Hamamesch bewacht wurde. Von dort aus konnten die Bewacher jedoch nicht die ganze Schlucht einsehen.

Er zeigte auf einige Felsvorsprünge, die weit in das Gefangenentaler hineinreichten; der Mausbiber war einverstanden. Gucky ergriff die Hand Josephs und teleportierte mit ihm in die Schlucht.

Einige Gefangene fuhren überrascht hoch, als sie die beiden Besucher bemerkten; andere hoben nur mal kurz den Kopf, um dann wieder in dumpfes Brüten zu versinken. Die meisten reagierten aber überhaupt nicht.

Joseph Broussard jr. stellte fest, daß die Gefangenen unter denkbar unwürdigen Umständen in der Schlucht festgehalten wurden. Sie saßen und lagen auf dem Sandboden oder auf Felsen und verfügten über keinerlei Komfort.

Da ihr ganzes Denken mehr oder minder stark auf Imprint-Waren ausgerichtet war, hatten sie kaum die Kraft gehabt, sich zu organisieren - und sei es auch nur zu dem Zweck, aus herumliegendem Holz einfache Unterkünfte, Toiletten oder Waschgelegenheiten zu bauen. Sie hatten nichts getan und sich nirgendwo Erleichterungen für die Gefangenschaft geschaffen.

»Disziplinlose Bande«, tadelte Joseph Broussard jr. kopfschüttelnd. »Sie liegen und sitzen nur herum und tun gar nichts. Das ist nicht gerade beeindruckend für die Hamamesch.«

Er versuchte, einige der Imprint-Süchtigen anzusprechen, scheiterte jedoch, weil keiner in der Lage war, ihm vernünftig zu antworten. Die Männer und Frauen waren offenbar verwirrt und durch den erlittenen Mangel in der Versorgung zusätzlich geschädigt.

Gucky wartete ab, bis der Beausoleil resignierte und sich ihm zuwandte.

»Was stehst du hier eigentlich faul herum?« fragte der Terraner. »Wenn ich mich recht erinnere, bist du so was wie ein Telepath. Du müßtest doch in der Lage sein, jemanden für mich herauszusuchen, der halbwegs vernünftig ist.«

»Bin ich auch«, gab der Mausbiber vergnügt zurück. »Ich wollte nur mal sehen, wie lange es bei dir dauert, bis du auf diesen naheliegenden Gedanken kommst.«

»Also?« Joseph Broussard jr. erkannte, daß er einen Fehler gemacht hatte. Er kratzte sich den Hinterkopf und blinzerte in die Sonne. »Wen hast du ausgesucht, während ich in die falsche Richtung gerannt bin?«

Gucky streckte den Arm aus, zeigte mit dem Daumen nach oben und drehte ihn dann langsam nach rechts.

»Gleich hinter der Felsecke sitzt ein junges Mädchen. Es träumt nur noch davon, auf ein Raumschiff zu kommen, auf dem es gewisse zivilisatorische Vorteile genießen kann.«

Der Terraner hörte gar nicht mehr zu. Er schob einen Mann zur Seite, dann ging er um die Felsen herum und sah sich einer brünetten Frau gegenüber, die mit untergeschlagenen Beinen im Sand hockte, die Arme vor der Brust gekreuzt hielt und das Gesicht mit den geschlossenen Augen in die Sonne hob.

Er setzte sich neben sie. Sie ließ überrascht die Arme sinken.

»Hallo«, sagte er. »Ich bin Joseph.«

»Stella«, antwortete sie und blickte ihn forschend an. »Du bist nicht von hier, und du gehörst nicht zu uns. Woher kommst du?«

Plötzlich glitt ein erlöstes Lächeln über ihre Lippen.

Als der Terraner sich umdrehte, sah er, daß der Mausbiber ihm gefolgt war, der jungen Frau schelmisch zuwinkte und sich dann in die Sonne legte, um ihre wärmenden Strahlen zu genießen.

»Du schaffst das schon allein, Joseph«, sagte der Ilt. »Ich muß was für mein Fell tun! Meinst du, daß die Sonnenstrahlen durch den SERUN wirken?«

Aufgeregt beugte sich die junge Frau vor.

»Ihr seid gekommen, um uns zu befreien?« flüsterte sie. »Das ist doch Gucky, oder nicht? Habt ihr Imprint-Waren für mich?«

»Und ob ich das bin«, sagte der Mausbiber, ohne die Augen zu öffnen. »Nun sag schon was, Joseph. Du siehst doch, daß die Kleine was hören möchte!«

Der »Cajun« griff nach den Händen der jungen Frau und blickte sie ernst an.

»Wir haben keine Imprint-Waren für euch, aber wir wollen euch so schnell wie möglich hier rausholen und zur BASIS bringen. Dazu müssen wir wissen, was passiert ist.«

»Nicht viel«, erwiderte sie. »Wir waren kaum im Malaya-System, als unser Fragmentraumer von den Hamamesch geentert wurde. Man hat uns gefangengenommen und aus dem Schiff gebracht, um uns in dieser Schlucht einzusperren.«

Gucky rückte näher und setzte sich neben den Beausoleil.

»Sie weiß nicht, wer Prinz Klerin ist«, berichtete er. »Keiner von den Gefangenen weiß es, und keiner von ihnen hat ihn umgebracht. Das hat Fürst Adrom nur erfunden, um uns zu erpressen.«

Plötzlich schoß der Ilt hoch.

»Aufpassen!« schrie er und stürzte sich auf Stella.

Sie fuhr erschrocken zurück und schlug in instinktiver Abwehr mit den Fäusten nach ihm. Doch er umklammerte sie und teleportierte mit ihr.

Joseph Broussard jr. sprang auf, während sich die Abwehrsysteme seines SERUNS automatisch einschalteten. Ein Gleiter raste mit hoher Geschwindigkeit heran, und sonnenhelle Energiestrahlen zuckten aus der Höhe herab.

Sie schlugen an der Stelle ein, an der die junge Frau Bruchteile von Sekunden vorher noch gesessen hatte.

Der »Cajun« stieg mit Hilfe seines Gravo-Paks blitzschnell auf und befand sich unter dem Gleiter, bevor die beiden Hamamesch darin erfaßten, wohin er sich gewendet hatte.

Ein einziger Schuß aus seinem Multitraf genügte, das Antriebssystem zu zerstören.

Danach trudelte der Gleiter zu Boden und zerschellte.

Die beiden Hamamesch krochen mühsam aus dem Wrack.

Sie hatten einige Blessuren erlitten, waren jedoch nicht schwer verletzt.

Gucky materialisierte neben dem »Cajun«, packte ihn und teleportierte mit ihm in den Palast der galaktischen Delegation zurück.

Sie materialisierten in einem kleinen Raum.

»Die Kleine ist in Sicherheit«, berichtete der Mausbiber. »Sie hat alles beobachtet und weiß Bescheid. Und wir sollten uns beeilen, denn ich fürchte, jetzt gibt es Schwierigkeiten für die Gefangenen.«

»Wir schicken einige Beausoleils dorthin«, beschloß Joseph Broussard jr. »Das ist eine Aufgabe für dich. Die Männer

sollen die Gefangenen vor Übergriffen der Hamamesch schützen.«

»Immer ich!« stöhnte Gucky und verschwand, um die ersten Terraner in die Schlucht zu bringen.

*

»Es dürfte keine Schwierigkeit für dich sein, den wahren Mörder von Prinz Klerin zu finden«, sagte Rhodan eine halbe Stunde später zu dem Mausbiber. »Ich will ihn haben, damit ich ihn Adrom übergeben kann. Danach wird der Fürst seine Forderungen reduzieren müssen.«

»Du kannst ihm schon mal sagen, daß wir den Mörder haben«, verkündete Gucky großspurig. »Das ist nur eine Frage von ein paar Minuten. Ich höre mich telepathisch ein bißchen um, und dann präsentiere ich dir den Killer auf einem goldenen Tablett.«

Perry Rhodan verließ den Palast zusammen mit Reginald Bull und einigen Beausoleils in der Überzeugung, daß Gucky den Mörder sehr schnell entlarven werde.

Gucky ließ sich auf eine gepolsterte Liege sinken, streckte mit großartiger Geste seinen Arm zu Joseph Broussard jr. aus und verlangte im Tonfall der Hamamesch: »Sklave! Reiche mir meinen Wein. Aber wohltemperiert, oder das Ende deiner Tage ist gekommen!«

Der Beausoleil lachte.

»Paß auf, daß ich dir den Hosenboden nicht strammziehe, du Winzling«, spottete er. »Geh an die Arbeit! Danach werde ich mir überlegen, ob ich dir ein Glas Wasser gebe!«

»Ich wußte schon immer, daß du ein Motivationskünstler bist«, seufzte der Mausbiber.

Er streckte sich aus und schloß die Augen. Doch schon im nächsten Moment schoß er wieder hoch und richtete sich kerzengerade auf.

»Was ist los?« fragte der Terraner. »Die Bestien sind los«, antwortete Gucky. »Du meine Güte, ich habe ein bißchen in die Gedankenwelt von Kanzler Herengoor hineingehört! Der Mann ist ein wahres Scheusal, ein Raubtier inmitten einer Horde von wildgewordenen Monstren!«

Broussard schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Du übertreibst«, vermutete er.

»Ich übertreibe nicht«, wehrte sich Gucky. Jetzt sprach er nicht mehr in dem frechen, lockeren Ton wie zuvor, sondern war sehr ernst. »Ich hatte ja keine Ahnung, auf was wir uns eingelassen haben!«

»Sieh dich weiter um«, forderte der »Cajun« ihn auf. »Bestimmt sind nicht alle so wie dieser alte Kanzler.« Gucky stöhnte gequält auf.

»Nicht alle?« Verstört griff er sich an den Kopf. »Ich hatte eben Kontakt mit Prinzessin Landra Aumedek, der Favoritin des Fürsten. Sie hat noch keinen Mord begangen, so scheint es, aber sie ist ohne weiteres dazu bereit, und irgendwie ist sie in den Mord an Klerin verwickelt.«

Joseph Broussard jr. griff nach einem Becher, um etwas zu trinken, doch Gucky riß ihm das Gefäß telekinetisch aus den Händen.

Dabei war er so heftig, daß ein Großteil der Flüssigkeit herausspritzte und sich über den Boden ergoß.

»Tut mir leid«, sagte der Ilt. »Prinzessin Landra dachte eben daran, daß Fürst Adrom auch schon hochgestellte Gäste vergiften lassen hat. Es war ein politischer Schachzug, der ihm am Ende große Vorteile gebracht hat. Ich weiß nicht, ob Gift in dem Becher ist, aber es könnte sein.«

Erschrocken blickte Joseph auf das Gefäß, das nun, telekinetisch getragen, zu einem Tisch schwebte und sich dort abstellte.

»Gift? Was hätte Adrom davon?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Gucky, »auf jeden Fall bin ich nicht mehr bereit, die Dinge auf die leichte Schulter zu nehmen. Wir alle schweben in Gefahr. Ein falscher Schritt, und die Hamamesch schlagen zu. Fürst Adrom und sein Hofstaat sind eine einzige Mörderbande, bei der einer gegen den anderen intrigiert, wobei buchstäblich jedes Mittel recht ist, um ihre Ziele durchzusetzen.«

»Mir scheint, wir haben uns etwas zu sicher gefühlt.«

»Richtig«, bestätigte der Mausbiber. »Fürst Adrom und seine Mörderbande sind in der Lage, die Gefangenen auf einen Schlag mit einem giftigen Gas zu töten. Das geht so schnell, daß wir nicht mehr eingreifen können, und sie haben keine Hemmungen, es zu tun, wenn sie es als notwendig betrachten.«

Er schloß die Augen, senkte den Kopf und konzentrierte sich wieder auf die telepathische Erkundung. Joseph Broussard jr. beobachtete ihn.

Er hörte, wie der Ilt hin und wieder stöhnte.

Der Beausoleil konnte sich vorstellen, daß er auf weitere Scheußlichkeiten gestoßen war.

Schließlich hob Gucky den Kopf.

»Die Spur führt in ein Labyrinth unter dem Palast«, berichtete der Mutant. »Es ist das Reich des Infothekars Glentschim. Dort müssen wir uns umsehen. Es ist eine gefährliche Welt, voller Geheimnisse und tückischen Fallen. Glentschim sieht es als sein ureigenstes Reich an, und er bekämpft jeden, der sich dort unten blicken lässt. Ihm zur Seite stehen gut 400 Novizen. Es sind gute Kämpfer, die jedem von uns gefährlich werden können.«

»Wir sehen uns dort unten um«, entschied der »Cajun« spontan. »Du wirst jeden einzelnen von uns nach unten bringen, und wenn wir den Mörder von Prinz Klerin finden, liefern wir ihn an Adrom aus.«

»Moment mal!« rief Gucky. »Da ist ja noch jemand!«

»Von wem sprichst du?«

Der Mausbiber antwortete nicht. Er teleportierte, und Joseph Broussard jr. erhob sich und ging zum Tisch, auf dem sein Trinkbecher stand. Er hatte Durst.

Er nahm den Becher in die Hand, betrachtete die farblose Flüssigkeit darin und stellte das Gefäß wieder zur Seite. Er wollte kein unnötiges Risiko eingehen.

7.

Als der Beausoleil sich umdrehte, um den Raum zu verlassen und sich etwas anderes zu trinken zu besorgen, kehrte der Mausbiber zurück. Er brachte einen Hamamesch mit, der nahezu doppelt so groß war wie er und augenblicklich zu fliehen versuchte.

Doch Gucky gab ihn nicht frei. Er hob ihn einen Zentimeter an, und nun konnte der Hamamesch soviel mit den Beinen stampfen, wie er wollte, er kam keinen Zentimeter voran.

»Du kannst einen Zehner oder mehr in der Luft laufen«, sagte Broussard jr. belustigt, »aber uns wirst du nicht entkommen.«

Der Hamamesch blickte ihn an, und wie in innerlichem Schmerz krümmte er sich zusammen. Dabei streckte er die Hände nach dem Boden aus, konnte ihn jedoch nicht erreichen.

»Wer ist das?« fragte der »Cajun« neugierig.

»Der Mörder«, antwortete Gucky, wobei er seinen Translator auf ausreichende Lautstärke stellte, so daß der Hamamesch ihn verstehen konnte. »Das ist der Mann, der Prinz Klerin in das geheimnisvolle Labyrinth unter dem Palast bringen sollte und ihm dann ein giftiges Gas in den Mund gesprührt hat. Er denkt gerade daran, daß er das auch mit uns machen könnte. Aber die Gelegenheit werde ich ihm nicht geben.«

Ein blitzender Zylinder schwebte aus einer Tasche der grauen Kombination hervor, die der Hamamesch trug, und glitt zu Gucky hinüber. Der Ilt nahm ihn nicht in die Hand, sondern ließ ihn auf den Tisch fallen.

»Ich habe den Burschen in einem Versteck gefunden, in das er sich verkrochen hat, nachdem er Klerin ermordet hatte«, fuhr er fort. »Er dachte allzu intensiv an den Mord!«

Der Hamamesch fuhr sich mit der Hand über den Mund. Gucky schrie entsetzt auf und riß die Hand telekinetisch zurück, doch es war schon zu spät.

»Er hat sich vergiftet!« rief der Ilt. »Er will sterben, um den Foltern zu entgehen, die ihm in den Kerkern des Fürsten drohen.«

Während der Beausoleil noch überlegte, wie sie dem Hamamesch helfen könnten, brach dieser bereits sterbend zusammen.

»Schnell«, drängte Broussard. »Wer hat ihm den Auftrag zu dem Mord gegeben? Wir müssen es wissen!«

»Er ist tot!« Erschüttert setzte sich der Mausbiber auf den Fußboden. »Mir ist selten zuvor jemand begegnet, der so viel Angst hatte. Selbst Arish Mantel hat nicht so gelitten, als er in dem Feuergerüst schwebte und auf den Tod wartete.« Er blickte den Terraner gequält an. »Manchmal wünschte ich, die Gedanken und Gefühle anderer nicht erfassen zu können. So was kann ganz schön schlimm sein, weißt du das?«

»Ich kann es mir vorstellen«, sagte Broussard mitfühlend.

»Dieser Mann wollte lieber sterben, als in die Hände des Fürsten zu fallen.« Gucky fuhr sich mit beiden Händen über die Augen und schüttelte sich. »Irgend jemand hat ihn benutzt. Er war nur ein Werkzeug. Der wahre Mörder lebt noch. Wir finden ihn im Labyrinth.«

Gucky kündigte an, daß er einige Beausoleils in das Labyrinth bringen wollte, dann brachte er den Toten in das Versteck zurück, aus dem er ihn geholt hatte.

Als er danach Joseph Broussard jr. aufsuchte, waren fünfzehn Beausoleils bei ihm. Sie alle trugen SERUNS und waren mit schweren Multitrasfs ausgerüstet.

Gucky verlor keine Zeit. Er konzentrierte sich auf die telepathische Suche nach einem Novizen der Infothek. Als er diesen gefunden hatte, orientierte er sich mit seiner Hilfe in den Räumen des Labyrinths.

Er sah mit den Augen des Hamamesch, der zwischen hohen Stapeln von Büchern saß und Daten in eine Syntronik übertrug, ein Gerät, das aus dem Fragmentraumer stammte.

Zusammen mit Broussard materialisierte der Mausbiber hinter dem Novizen. Dabei berührten die Füße des Terraners auf dem Boden herumliegende Papiere.

Es raschelte leise.

Während Gucky bereits in den Palast zurückkehrte, um die anderen Beausoleils zu holen, fuhr der Novize herum. Er reagierte unglaublich schnell: Dem Terraner flog ein Bündel von Papieren entgegen, das sich in der Luft auflöste, so daß er plötzlich in einer Wolke von flatternden Papieren stand.

Zugleich schnellte sich der Helfer des Infothekars Glentschim ihm mit den Füßen voran entgegen.

Joseph Broussard jr. wurde überrascht. Er reagierte für den Bruchteil von Sekunden zu spät, konnte dem Schlag nicht ausweichen, taumelte zurück. Die Abwehrsysteme des SERUNS schalteten sich ein.

Im nächsten Augenblick sprühte ihm der Novize ein Gas ins Gesicht. Während der Hamamesch vor ihm zurückwich, breitete sich eine grüne Wolke um seinen Kopf aus.

Joseph begriff, daß er ohne den Schutz seines SERUNS verloren gewesen wäre.

Er nahm einige Papiere auf und jagte mit Hilfe seines Gravo-Paks hinter dem Novizen her, der in eigenartiger Weise die Arme nach links und rechts ausstreckte. Während Broussard sich noch nach dem Sinn dieser Gesten fragte, fiel ein metallisches Netz von der Decke und umklammerte ihn.

Es konnte ihn nicht festhalten, behinderte ihn jedoch für einige Sekunden, bis er sich befreit hatte. In dieser Zeit hatte der Verfolgte bereits eine Tür erreicht und war aus dem Raum geflüchtet. Hinter ihm fiel die Tür ins Schloß.

Als der Beausoleil sie öffnete, blickte er auf eine Mauer aus Steinen, die sich vor die Tür geschoben hatte.

Broussard richtete seinen Multitraf genau auf die Mauer, justierte ihn auf Desintegratorwirkung und feuerte.

Der grüne Energiestrahl fraß sich blitzschnell durch das Mauerwerk, und dann genügte schon ein kräftiger Tritt, um es zusammenbrechen zu lassen.

Entschlossen stieg der Terraner durch die entstandene Öffnung - und sah sich einem Dutzend bewaffneter Hamamesch gegenüber. Sie hielten Schußwaffen in den Händen, und sie feuerten sie ab. Lange Flammen schossen aus den Mündungen ihrer Waffen, und weitaus mehr als hundert Kugeln prallten gegen den Schutzschirm des SERUNS. Als die Hamamesch erkannten, daß sie auf diese Weise nichts erreichten, griffen sie an.

»Nur keine Aufregung«, sagte der »Cajun« spöttisch. Dann paralysierte er sie, bevor sie auch nur bis auf drei Meter an ihn herangekommen waren.

Als die Novizen auf dem Boden lagen und sich nicht mehr rührten, trafen die anderen Beausoleils ein. Sie traten durch die Maueröffnung auf den Gang heraus.

»Äußerste Vorsicht«, warnte Broussard sie. »Die Schutzschirme geschlossen halten. Ihr müßt damit rechnen, mit Giftgas angegriffen zu werden. Die Novizen sind darauf trainiert, jede Angriffsmöglichkeit zu nutzen.«

Gucky materialisierte neben ihm.

»Seht euch mal ein bißchen um«, riet er den Beausoleils. »Und haut mal schön auf den Putz. Ich glaube, ich weiß, wo der Infothekar, dieser Herr des Bösen, ist. Ich werde mich ein wenig mit ihm beschäftigen!«

Bevor der Beausoleil noch eine Frage stellen konnte, verschwand der Mausbiber.

*

Glentschim fühlte sich sicher.

Er hielt sich in einem riesigen Gewölbe tief unter der Stadt Phylegas auf. Zahlreiche Regale boten Raum für Bücher, Ton- und Bildkassetten, Trophäen aus der Tier- und Pflanzenwelt des Planeten sowie Kunstwerke von antantotasischen Künstlern aus vielen Jahrhunderten.

Es waren Schätze von unvorstellbarem Wert.

Seinem Selbstverständnis nach gehörten sie ihm. Er war nicht bereit, sie irgendwann mit irgend jemandem zu teilen. Nicht einmal mit dem Fürsten.

Von Geburt an hatte er im Labyrinth unter dem Palast gelebt, ebenso wie sein Vater und die anderen Vorfahren. Seit Jahrhunderten war das Labyrinth das Reich der Infothekare.

Über dem Labyrinth waren im Verlauf der Jahrhunderte mehrere Paläste gebaut worden. Viele Herrscher hatten den Palast ihres Vorgängers einreißen lassen, um einen neuen Palast nach eigenen Vorstellungen zu errichten.

Das Labyrinth aber war unverändert geblieben. Niemals hatte sich einer der Herrscher in das Gewirr der Gänge, in die verschachtelten Räume und das Geflecht der mit Spiegeln und Trugbildern ausgestatteten Treppen gewagt.

Glentschim war sicher, daß es keiner wieder lebend verlassen hätte.

Prinz Klerin hatte sich überschätzt. Er war ein moderner Mann gewesen, voller neuer und revolutionärer Ideen, und er hatte sich vorgenommen, die Macht des Infothekars zu brechen.

Glentschim lachte leise bei dem Gedanken an Klerin.

Er war zu jeder Zeit über jeden der Schritte des Prinzen informiert gewesen.

Als Klerin beschlossen hatte, ins Labyrinth zu gehen, hatte er sein eigenes Todesurteil unterschrieben.

Glentschim nahm ein Buch, in dem er gelesen hatte, und stellte es ins Regal zurück. Dann drehte er sich um und ging zu einem Schrank, um sich ein paar Früchte daraus zu holen. Plötzlich stieß ihn jemand von hinten an.

Er blieb wie erstarrt stehen. Dabei fühlte er, wie es ihm kalt über den Rücken lief.

Er war allein in diesem Raum. Niemand außer ihm durfte ihn betreten, nicht einmal die vertrauenswürdigsten unter den Novizen.

Niemand konnte ihn angestoßen haben. Es war unmöglich!

Es raschelte hinter ihm. Erschrocken fuhr er herum, sah ein Buch auf sich zufliegen. Er konnte nicht mehr ausweichen.

Es öffnete sich, dann prallte es ihm gegen den Kopf. Glentschim war so überrascht, daß er das Gleichgewicht verlor, sich nicht mehr auf den Beinen, halten konnte und über ein Sitzgerüst stolperte.

Aufschreiend breitete er die Arme aus, fiel rücklings zu Boden. Dort blieb er schwer atmend liegen.

Er brauchte ein paar Sekunden, um sich von seinem Schrecken zu erholen. Dann blickte er wild um sich, konnte jedoch niemanden sehen, der das Buch nach ihm geworfen hatte.

Langsam richtete er sich auf.

»Wer wagt es, diesen Raum zu betreten?« fragte er mit leiser, jedoch durchdringender Stimme. »Zeig dich!«

Auf einem Tisch lag ein großes Buch. Es richtete sich wie von Geisterhand bewegt auf, kippte wieder zur Seite und öffnete sich. Dann klappte es wie ein großes Maul rhythmisch auf und zu.

»Hallo, alter Giftmischer«, ertönte eine Stimme, die aus dem Inneren des Buches zu kommen schien. »Was war das für ein Gift, mit dem du Klerin umgebracht hast?«

»Was? Wie?« stammelte der Infothekar.

Er zitterte am ganzen Leibe, als er sich vom Boden erhob. Mit beiden Händen fuhr er sich über die Augen, und dann schüttelte er sich, als könne er dadurch das Bild vertreiben, das ihn so sehr irritierte.

»Hast du nicht gehört, oberster aller Halunken?« Das Buch klappte auf, und einige der kostbaren und unersetzblichen Blätter drehten sich zusammen, bis sie am Ende wie eine dicke Zunge aussahen. »Ich will eine Antwort!«

Ein anderes Buch flog ihm wuchtig in die Kniekehlen, und er stürzte erneut zu Boden.

Angstvoll schreiend sprang er auf und flüchtete quer durch den Raum zur nächsten Tür.

Doch er erreichte sie nicht. Ein gitterförmiges Sitzgerüst raste polternd hinter ihm her. Er blickte sich um und rannte schneller.

Nicht schnell genug. Es rammte sich ihm von hinten in die Beine, und er fiel hinein. Im gleichen Moment stieg es auf und schwebte bis zur Decke hinauf. Vom Schrecken gezeichnet, klammerte Glentschim sich an das Sitzmöbel.

»Nein, ihr Geister der Vergangenheit«, keuchte er. »Laßt mich zufrieden!«

Gehetzt sah er sich um.

*

Während Gucky sich mit dem Infothekar Glentschim befaßte, trafen sich Perry Rhodan und Reginald Bull erneut mit Fürst Adrom, um über die Freigabe der Gefangenen zu verhandeln.

Der Hamamesch gab sich überlegen. Er fühlte sich sicher mit dem Faustpfand von 4000 Gefangenen, und er war entschlossen, soviel wie möglich herauszuholen. Notfalls wollte er auch Perry Rhodan und seine Begleiter gefangennehmen und danach auf den nächsten Unterhändler warten.

So weit wollte er es jedoch nur kommen lassen, wenn sich gar kein anderer Ausweg mehr bot. Ihm war klar, daß er der militärischen Macht der Galaktiker deutlich unterlegen war.

»Wir benötigen das galaktische Raumschiff, das sich im Orbit dieses Planeten bewegt, zum Abtransport der Gefangenen«, eröffnete Perry Rhodan dem Despoten.

»Das Raumschiff gehört jetzt uns«, behauptete Adrom. »Mörder sollten nicht von uns erwarten, daß sie für ihre Taten auch noch belohnt werden.«

Er war hart und unbeugsam, wenn es darum ging, Vorteile für sich und sein Volk herauszuschlagen. Rhodan ließ sich davon nicht beeindrucken.

Er spielte auf Zeit. Der Terraner wartete darauf, daß Gucky erschien und ihm berichtete, wie seine Nachforschungen verlaufen waren.

8.

Joseph Broussard jr. drang mit seinen Männern und Frauen immer weiter in das Labyrinth vor. Mit ihren geschlossenen SERUNS und ihren Offensivwaffen stellten sie eine unüberwindliche Macht für die Novizen des Infothekars dar.

Wenn die Kämpfer Glentschims angriffen, liefen sie früher oder später in die Paralysestrahlen der Multitras. Damit war es dann auch schon vorbei für sie.

Immer wieder stießen die Beausoleils auf Fallen, von denen viele an Heimtücke kaum zu übertreffen waren.

Da öffneten sich Falltüren im Boden, stürzten schwere Steine von der Decke herab, schossen Pfeile oder Explosionsgeschosse aus den Wänden, zuckten Blitze aus den Wänden, standen Teile des Bodens plötzlich unter Strom, verbreiteten sich giftige Dämpfe oder sprühten ätzende Säuren aus dem Nichts.

Jeder andere Eindringling wäre daran schon nach sehr kurzer Zeit gescheitert. Die Beausoleils aber bewegten sich in ihren SERUNS wie in körpereigenen Festungen und blieben so unangreifbar.

Auch als einige der Novizen mit anspruchsvolleren Waffen auf sie feuerten und sie mit Energiestrahlen unterschiedlichster Art zu töten versuchten, gerieten sie nicht in ernsthafte Gefahr.

Schon bald erlahmte die Abwehr der Novizen.

Joseph Broussard jr. paralysierte einen der letzten mitten in einer großen Infothek.

Danach blieb er stehen und wartete, bis die anderen Beausoleils zu ihm vorgestoßen waren.

»Noch einmal«, sagte er zu ihnen. »Für uns sind Aufzeichnungen aus der Geschichte der Hamamesch besonders wichtig. Wir brauchen die alten Aufzeichnungen über Hirdobaan, um etwas über Handelskarawanen herauszufinden, die es wahrscheinlich schon in früheren Jahrhunderten gegeben hat. Wir müssen das Geheimnis der Imprint-Waren lösen, und das geht vermutlich nur, wenn wir uns mit der Geschichte der Hamamesch selbst befassen können.«

Die Beausoleils verteilten sich im Raum und begannen mit der Durchsuchung der Unterlagen.

*

»Hoppla!« rief Gucky vergnügt aus seinem Versteck.

Er konnte den verzweifelten Glentschim sehen, der hilflos im Sitzgestell unter der Decke hing und haltsuchend mit Armen und Beinen ruderte.

Dagegen wußte der Infothekar noch immer nicht, wie ihm geschah und wer für die ihm unerklärlichen Vorgänge verantwortlich war.

Jetzt hatte er die Stimme des Ilt's gehört und fuhr im Sitzgestell herum. Der Mausbiber war aber noch nicht gewillt, sich blicken zu lassen und das Spiel zu beenden. Er ließ den Sitz kippen und Glentschim zu Boden fallen.

Vor Angst und Entsetzen schreiend, sprang der Hamamesch auf und flüchtete zu einer Tür - und dann stand er ächzend und stöhned davor und versuchte vergeblich, sie zu öffnen.

Gucky schwebte an ihn heran und tippte ihm auf die Schulter.

Glentschim sank in sich zusammen und drehte sich langsam um, bis er den Ilt sehen konnte, der vor ihm schwebte.

»Mörder«, sagte der Mausbiber. »Du hast Prinz Klerin umbringen lassen, und dafür wirst du bezahlen.«

Glentschim rang nach Luft. Er erlitt einen Schwächeanfall und war danach kaum in der Lage, sich auf den Beinen zu halten. Am ganzen Körper zitternd, ließ er sich auf den Boden sinken.

Gucky setzte sich ihm gegenüber auf einen Tisch, beobachtete den Infothekar schweigend und lauschte seinen Gedanken. Wenig später wußte er, wie der Mord an Prinz Klerin verlaufen war. Je länger er schwieg, desto mehr kamen die Gedanken des Infothekars in Bewegung.

Sie befaßten sich mit allen möglichen Dingen. Der Ilt konnte sich das heraussuchen, was ihn am meisten interessierte.

Auf diese Weise bekam er Informationen über eine Handelskarawane, die vor mehreren Jahrhunderten vom Mereosch-Oktanten ausgeschickt worden war. Sie wies unübersehbare Parallelen zur Milchstraßen-Karawane auf.

»Reden wir über diese Karawane«, forderte Gucky den Infothekar auf. »Erzähle mir etwas von der Karawane, die vor Jahrhunderten ausgeschickt wurde.«

»Das darf ich nicht«, stammelte Glentschim.

Er hatte noch nicht ganz ausgesprochen, als er plötzlich von unsichtbarer Hand gepackt und in die Höhe gewirbelt wurde. Bevor er recht begriff, segelte er unter der Decke des Raumes entlang, entging nur ganz knapp einer Kollision mit einem Regal, prallte dafür mit einigen Büchern zusammen, die aus ihm unerklärlichen Gründen durch die Luft flogen, und stürzte schließlich aus zwei Metern Höhe auf den Boden zurück.

»Darfst du?« fragte Gucky und entblößte seinen Nagezahn.

Glentschim dachte an Geschichtsaufzeichnungen, die in einem benachbarten Raum lagerten.

Vor seinem geistigen Auge entstand das Bild eines Datenträgers, dessen Äußeres entfernt einem Ei glich.

»Genau das habe ich gesucht«, sagte der Mausbiber.

Er packte Glentschim erneut und ließ ihn flach über den Boden in den Nebenraum fliegen, wo er den Datenträger bald entdeckte. Als er ihn in die Hände nahm, fuhr der Infothekar verstört zusammen. Daneben fanden sich einige Relikte aus der Zeit, in der die Karawane ausgeschickt worden war.

Darunter befand sich eine Art Hantel, die man aus der Fremde mitgebracht hatte. Gucky nahm sie an sich. Sie erinnerte ihn an die SOL. Und er wußte aus den Berichten, daß es in der Galaxis mit Hanteln begonnen hatte

...
Glentschims Augen weiteten sich vor Überraschung, als sein Gegenüber plötzlich verschwand. Fassungslos erhob er sich und streckte die Hände aus, um die Stelle abzutasten, an der das ihm unheimliche Geschöpf eben noch gewesen war.

Dann fuhr er erschrocken zurück: Es war mit einemmal wieder da - ohne den Datenträger und die Hantel.

»Und jetzt, mein Kleiner, gehen wir zu Fürst Adrom. Ich bin sicher, daß du ihm was zu erzählen hast«, sagte der Ilt und ergriff den Arm des Infothekars.

Dann teleportierte er mit ihm in den Raum, in dem die Beausoleils forschten.

Glentschim begriff gar nichts mehr, als er sich in einer anderen Umgebung wiederfand.

»Ihr braucht nicht mehr länger so zu tun, als ob ihr arbeitet!« rief Gucky den Beausoleils zu. »Ich habe euch jemanden mitgebracht.«

Joseph Broussard jr. kam zu ihm. Er überragte nicht nur Gucky, sondern auch Glentschim. Er beugte sich zu ihnen hinab.

»Meine Leute haben gute Arbeit geleistet, Kleiner«, bemerkte er zum Mausbiber. »Hör auf, sie zu verspotten.«

»Tu' ich doch gar nicht!« verteidigte sich der Ilt. »Jeder weiß doch, daß Beausoleils nicht gerne arbeiten.«

»Ich geb's auf«, seufzte Broussard. Er deutete auf den Hamamesch. »Wer ist das?«

»Seine Exzellenz, der Obergäuner Glentschim, Infothekar des Fürsten, Herr über das Labyrinth und Anstifter zum Mord an Prinz Klerin«, antwortete Gucky. »Wir bringen ihn jetzt zum Fürsten, aber das überlasse ich euch. Es ist ja nicht unbedingt nötig, daß ich mit ihm bis vor die Nase von Adrom teleportiere. Wir müssen dem Fürsten nicht alle unsere Geheimnisse verraten.«

»Richtig.« Broussard legte dem Infothekar die Hand auf die Schulter. »Dann führ uns mal nach oben, Freundchen, aber laß dir keine Gemeinheiten einfallen. Du würdest es bereuen.«

Glentschim gehorchte. Er wußte, daß er verloren hatte. Er war ein gebrochener Mann, und er war nicht mehr in der Lage, Widerstand zu leisten.

Tief gebeugt ließ er sich in den Raum führen, in dem der Fürst mit Perry Rhodan und Reginald Bull verhandelte.

»Hier ist er!« rief Gucky. »Der eigentliche Mörder deines Sohnes Klerin. Die Galaktiker sind unschuldig. Keiner von ihnen hat sich an irgend jemandem aus deiner Familie vergriffen. Der Übeltäter steht hier.«

Fürst Adrom Cereas von Mereosch blickte den Infothekar an, und Glentschim brach zusammen. Er gestand das Verbrechen.

Er hatte nicht mehr die Kraft, es zu leugnen. Zudem fürchtete er sich vor dem Mausbiber, der so viel Macht über ihn bewiesen hatte.

»Ich war es«, stammelte er. »Ich habe den Auftrag gegeben, den Prinzen zu ermorden.«

»Also sind die gefangenen Galaktiker unschuldig«, stellte Rhodan gelassen fest.

»Sie sind unschuldig«, bestätigte der Infothekar.

Damit nahm er Fürst Adrom die Trumpfkarte bei seinen bisherigen Verhandlungen aus der Hand.

Adrom hatte Mühe, seine Wut vor den Galaktikern zu verbergen. Er ließ Glentschim verhaften und war danach für einige Minuten nicht ansprechbar.

In dieser Zeit schritt er im Raum auf und ab und bat um eine Verhandlungspause, um nachdenken zu können. Er hatte vor allem das Problem, der Öffentlichkeit nun erklären zu müssen, daß ein unschuldiger Mann bei der Bestattung von Prinz Klerin getötet worden war, weil ein anderer als Mörder seines Sohnes entlarvt worden war.

Nachdem er lange genug darüber nachgedacht hatte, beschloß er, überhaupt nichts zu ändern. Er wollte der Öffentlichkeit Glentschim nicht als Mörder präsentieren. Wozu unnötig Staub aufwirbeln?

Der Infothekar hatte sein Leben verwirkt, doch dazu mußte er ihm keinen Prozeß machen.

Er würde ihn still und heimlich verschwinden lassen, so, wie er es mit vielen anderen Feinden seines Regimes getan hatte.

»Reden wir miteinander«, schlug er vor, als er zu Rhodan und Bully zurückkehrte. »Es läßt sich nicht leugnen, daß die Imprint-Gefangenen zahlreiche Verbrechen begangen haben. Glücklicherweise sind sie unschuldig am Tode meines Sohnes, dennoch bestehe ich darauf, daß für ihre Freilassung mit technischen Geräten bezahlt wird.«

»Dazu sind wir bereit«, stimmte Rhodan zu. »Doch wir benötigen den Fragmentraumer zum Abtransport der Gefangenen.«

»Einverstanden.« Jetzt erweckte Fürst Adrom den Eindruck, als wolle er die Gefangenen so schnell wie möglich loswerden.

Rhodan und Bully waren sich längst darüber einig, daß sich an Bord von BOX-1719 viele technische Geräte befanden, die für die Hamamesch von hohem Wert waren. Ebenso gab es an Bord der ATLANTIS und der CIMARRON Technik, die für die Galaktiker kaum mehr als Plunder war, die Begehrlichkeiten der Hamamesch jedoch voll befriedigen konnte. Sie waren nur zu gern bereit, sich davon zu trennen.

Kaum eine halbe Stunde später - nach Hamamesch-Zeitrechnung eine Tix - war man sich einig, und die große Tauschoperation konnte beginnen.

Gucky stellte fest, während er den Fürsten Adrom telepathisch beobachtete, daß dieser im Grunde genommen froh war, die Gefangenen los zu sein. Die Versorgung von 4000 Galaktikern mit ihnen für die Hamamesch fremden Bedürfnissen war aufwendig gewesen.

Daß er als Gegenleistung galaktische Technik aus den Laderäumen der ATLANTIS und der CIMARRON erhielt, gab ihm das Gefühl, ein glänzendes Geschäft gemacht zu haben.

Von dem Datenträger aus den Tiefen des Labyrinths und von dem hantelförmigen Relikt erfuhr Fürst Adrom nichts.

Die verstörten 4000 Imprint-Outlaws wurden mit Beibooten an Bord von BOX-1719 gebracht. Joseph Broussard jr. übernahm es, den Fragmentraumer zur BASIS zu bringen. Sie schafften den Flug mit Müh und Not.

Die ATLANTIS und die CIMARRON folgten, nachdem sich Perry Rhodan mit seiner Delegation in freundlicher Atmosphäre von Fürst Adrom und seinem Hofstaat verabschiedet hatte.

*

Prinzessin Landra Aumedek stand auf der Terrasse ihres Palastes, als das letzte Beiboot vom Raumhafen aufstieg und zu einem der beiden großen Raumschiffe flog, die sich im Orbit des Planeten bewegten. Der *Herr der Milchstraße* verließ Antantotas mit seinem Gefolge.

Landra setzte sich seufzend in einen Sessel und fächerte sich mit einem duftenden Tuch kühle Luft zu.

Wenige Meter von ihr entfernt spielten ihre beiden Kinder Simplon und Ertill. Simplon war zwei Jahre alt und recht lebhaft. Der um ein Jahr jüngere Ertill konnte kaum gehen, und wenn Simplon ihn neckte und anstieß, fiel er hin.

Danach setzte er sich immer wieder auf, ballte die Hände zu Fäusten und kreischte wütend, stand dann auf und ging weiter.

Simplon hüpfte um ihn herum, lockte ihn hinter sich her und machte sich lustig über ihn. Zunächst hatte Landra den Eindruck, daß Ertill es gar nicht bemerkte.

Dann aber fiel ihr auf, daß er hin und wieder versuchte, seinen älteren Bruder mit der geballten Faust zu treffen.

Sie lächelte, doch das Lächeln erlosch schon bald.
Sie mußte daran denken, daß einer ihrer beiden Söhne irgendwann einmal Fürst von Mereosch werden würde.
Wer würde es schaffen? Der lebhafte Simplon oder der energische Ertill, der bewies, daß er sich zu wehren vermochte, obwohl er gerade erst ein Jahr alt war?
Landra Aumedek versuchte sich vorzustellen, wie die Brüder in einigen Jahren miteinander umgehen würden.
»Was werdet ihr tun, wenn ihr begreift, daß einer von euch beiden der mächtige Fürst werden wird?« fragte sie.
Die beiden hörten ihre Stimme und wandten sich ihr zu, obwohl sie nichts verstanden.
Und Landra begriff.
Sie hatte keinen Grund, stolz und glücklich zu sein, weil Adrom Cereas von Mereosch ihre beiden Kinder auserwählt hatte.
Im Gegenteil ...
Sie hatte allen Grund, unglücklich zu sein. Nur einer von beiden konnte es werden. Beide wuchsen an einem Hof auf, an dem jeder gegen jeden intrigierte, an dem es kaum jemanden gab, der vor einem Mord zurückschreckte.
Landra erkannte die Wahl als tückischen Schachzug Adroms: Weder Simplon noch Ertill würden tatenlos zusehen, auf wen die Wahl fiel, wenn sie erst einmal erwachsen waren.
Sie würden den Kampf um den Thron schon früh eröffnen, und sie würden den Kampf mit um so härteren Mitteln führen, je näher der Tag der Entscheidung kam. Nur einer von beiden konnte überleben, denn einer würde den anderen umbringen, um den Rivalen um den Thron auszuschalten.
Landra wußte, daß sie dieses Ende nicht verhindern konnte. Am Hof der Intrigen gab es nur diese eine Möglichkeit.

E N D E

Unter den Terranern, die als Imprint-Outlaws in die Galaxis Hirdobaan gekommen sind, ist auch ein junger Mann, den ein schreckliches Geheimnis umgibt. Auf ihn und seine Begleiter wartet wohl eine Endstation - der Tod.

ENDSTATION TOD

- so lautet auch der Titel des nächsten PERRY RHODAN-Romans, der von Horst Hoffmann geschrieben wurde.

GALAKTISCHE KOLLISIONEN

Perry Rhodan hat nun aktiv in die Geschehnisse von Hirdobaan eingegriffen. Viel erreicht hat er zunächst nicht, das muß man zugeben. Es war auch nicht zu erwarten, daß er die rätselhaften Ziele der Hamamesch und der vermuteten Macht dahinter im Handumdrehen lösen können würde. Nach den Spekulationen der letzten beiden Wochen zu verschiedenen Einzelaspekten wollen wir uns heute einem realen Thema zuwenden, nämlich den Beziehungen der Galaxien untereinander. Am Beispiel unserer Milchstraße und der beiden sie begleitenden Kleingalaxien, der Großen und der Kleinen Magellanschen Wolke, wollen wir auf ein paar kosmische Punkte eingehen, wie sie auch zwischen Hirdobaan und Queeneroch im Prinzip bestehen können. In der kommenden Woche wenden wir uns mit einem - natürlich - vorläufigen Resümee wieder der aktuellen Handlung zu.

Früher glaubten die Astronomen, daß die Galaxien wie Inseln im Meer getrennt voneinander existierten. Bei den gewaltigen und unbegreiflichen Entfernungen zwischen den Sterneninseln erschien das dem menschlichen Verstand logisch. In den letzten 25 Jahren hat sich aber eine gegenteilige Meinung durchgesetzt. Viele Beinahe-Zusammenstöße und Kollisionen von Galaxien wurden entdeckt. Ferner klassifizierte man Galaxien, die aus Komponenten bestehen, die eindeutig unterschiedliche Eigenschaften aufweisen. Solche Galaxien enthalten Teile, die in entgegengesetzter Richtung rotieren, oder Sternpopulationen völlig verschiedener Natur. Außerdem fand man

heraus, daß Sternsysteme nur durch einige Dutzend Galaxiendurchmesser voneinander getrennt fast immer in Paaren oder Gruppen auftreten. Sie stehen also relativ nah zueinander. In der Regel umkreisen sie ein gemeinsames Schwerenzentrum und wandern nicht zufällig durch das All. Die bei Begegnungen auftretenden Kräfte können das Aussehen der Galaxien verändern.

Die Milchstraße stellt gemeinsam mit der Andromeda-Galaxis ein solches Paar dar. Aber auch mit den beiden Magellanschen Wolken bildet sie ein Trio, für das diese Aussagen ebenso gültig sind. Die Vorgänge, von denen hier die Rede ist, ziehen sich über Millionen von Jahren hin. Wir sehen nur eine Momentaufnahme. Mit Hilfe von Computersimulationen sowie durch genaue Beobachtungen und Analysen lassen sich aber die Vorgänge deuten oder rekonstruieren.

Erste Hinweise auf das intergalaktische Tauziehen zwischen der Milchstraße und den beiden Magellanschen Wolken fand man im Jahr 1973, als Radioastronomen eine lange, schmale Säule aus neutralem Wasserstoff entdeckten, die sich von der Großen und der Kleinen Magellanschen Wolke in einem Bogen über rund 300.000 Lichtjahre in Richtung auf den Südpol der Milchstraße erstreckt. Dieser sogenannte Magellansche Strom deutet darauf hin, daß die beiden Begleitgalaxien der Milchstraße durch deren Gravitation in ihrem Aussehen verändert wurden. Andere Astronomen schlossen daraus etwas anderes: Sie vermuten, daß aus dem Wechselspiel der Kräfte letztlich nur ein Sieger hervorgeht, nämlich die Milchstraße. Sie könnte sich ihre beiden Satelliten-Galaxien einverleiben. Es sei an dieser Stelle an den PERRY RHODAN-COMPUTER aus Band 1735 - »Kannibalismus unter Galaxien« - erinnert.

Einleuchtend ist eine weitere Überlegung. Es ist bekannt, daß beide Magellanschen Wolken zum Typ der irregulären Galaxien zählen. Bei der Großen Wolke ist noch eine gewisse Balkenstruktur zu erkennen, bei der Kleinen Wolke eine annähernde Kugelform. Wenn man davon ausgeht, daß beide Systeme einmal annähernd »normal«, also spiralförmig, gewesen sind, dann könnte die Verzerrung durch die Gezeitenwirkung der Milchstraße gedeutet werden.

Neben der Wechselwirkung mit der Milchstraße besteht zwischen den Magellanschen Wolken untereinander ebenfalls ein Kräftetreiben. Die Wasserstoffgasbrücke zwischen beiden Systemen (in der Perry Rhodan-Serie als Brücke aus kosmischer Feinmaterie mit vereinzelten Sonnensystemen und Sternhaufen gedeutet; siehe Zyklus »M 87«, Band 300 bis 399) wird heute als ein Beinahe-Zusammenstoß gedeutet, der vor rund 200 Millionen Jahren stattgefunden haben dürfte.

Weitere Anzeichen für solche intergalaktischen Wechselwirkungen zwischen dem Galaxien-Trio weist die Milchstraße selbst auf. Astronomen haben in den letzten beiden Jahrzehnten in der Hauptebene der Milchstraßenscheibe schmale Ausbuchtungen entdeckt. Sie bestehen aus Ansammlungen von neutralem Wasserstoff und liegen sehr genau auf der entgegengesetzten Seite zu den beiden Magellanschen Wolken. Der Vergleich mit dem Mond, der durch seine Gravitation auch auf der entgegengesetzten Seite der Erde eine Flutwelle auftürmt, drängt sich auf.